

DER SIEGER



Nach einer fotogr. Aufnahme

DER HERAUSGEBER DER NEUEN FREIEN PRESSE
20. JUNI 1911

1

1 Einen Kommentar zur Entstehung dieses Bildes findet sich in Heft 400 auf Seite 40 (»Bei dieser Gelegenheit ... «)

2

DIE FACKEL

Nr. 326/327/328

8. JULI 1911

XIII. JAHR

Der Blitz hat sie getroffen, zerschmettert sind sie, nicht gedacht sollen sie werden

Eine Orgie von *Karl Kraus*

Ich hatte ja keine Ahnung gehabt. Da sah ich abends zwei Männer gestikulierend an mir vorübergehen und hörte wie der eine zum andern: »Also das erste wird jetzt sein, daß — « sagte. Ich wußte genug. Es war kein Zweifel, daß wir in einer großen Zeit leben.

»Vergiß nicht morgen wenn du zur Urne schreitest«, rief Frau Melanie Kohary, die in aufopferndster Weise den Kampf zur Herabsetzung der exorbitanten Fleischpreise geführt hatte, »vergiß nicht Leo an die Bresche!« »Sei beruhigt«, antwortete er, indem er das Licht abdrehte, »wir werden das Bollwerk stürmen. Es gilt einen Feind zu zerschmettern, der im Finstern seine Zwangsherrschaft aufgerichtet, und wir werden wie eine Springflut diesen Krankheitsträger mit einem Axthieb vernichten, der überallhin seine Ansteckung hätte tragen können, diese Partei, die den Atavismus ihrer rückschrittlichen Grundsätze mit einem Mäntelchen von Sozialpolitik und Mittelstandsrettung decken wollte, was Christlichsoziale, Heidnischsoziale sind sie!« »Vergiß nicht, Kohary«, sagte sie, »daß diese gefährliche Macht, die auch in dem internationalen Verhältnisse und dem Verhältnisse der Dreibundmächte zu einander von störender Wirkung war, eine Zwittergeburt ist, die unser politisches Leben wie mit einem Netz bis in seinem Lebensnerv angegriffen hat«. Kohary fuhr empor und sprach: »Ich möchte kühn behaupten, daß die Unzulänglichkeiten unseres politischen Lebens in ultima analysi nicht zum geringsten Teile auf die verderbliche Herrschaft dieser Partei zurückzuführen sind. Der Sieg des freiheitlichen Gedankens in Wien wird nicht bloß in den Kreisen des deutschen Bürgertums allerorten im Inlande Freude hervorrufen, auch die Österreicher, die in der Fremde Beruf und Erwerb haben, nehmen herzlichen Anteil an der Wiedereroberung des großen Kulturzentrums der Heimat vom christlichsozialen Hochdruck, weil der Deutsch—Österreicher, der im Auslande lebt, umgeben von dem rastlosen Vorwärtsstreben freier Völker am sausenden Webstuhl der Zeit, nebbich noch tiefer den Schmerz empfunden hat, daß sein Vaterland durch eine Partei des wirtschaftlichen und kulturellen Rückschrittes an dem freien Wettbewerbe gehindert wurde, obwohl die alte Kultur, die Begabung und geistige Regsamkeit den Deutsch—Österreicher befähigen in der vordersten Reihe zu stehen, und der volle Sieg über die Reaktion aus ganzem Herzen in diesem schweren Kampfe um Freiheit und Licht, in dem die Saat der Freiheit, die die Neue Freie Presse gestreut, zündende Früchte gezeitigt, glänzend waren die Aufsätze, in denen sie über diesen dunklen Punkt in Österreichs Parlament helles Licht goß, während wir Freidenkende Ungarns noch im bangen Zweifel über den Erfolg die belebenden

warmen Strahlen einer schönen Zukunftssonne fühlen und zugleich der Neuen Freien wärmstens gratulieren, die diese packende Anthologie einer klassischen Redekunst gegeben.« »Wenn Österreich«, versetzte Frau Kohary, »gereinigt aus dem Schlamme dieser Wirtschaft hervorgeht, was Gott geben möge, so kommt eine reine freie Luft, in der man wieder den lieben anheimelnden Charme der gesunden Wiener Seele erkennen wird«. »In das Gefühl der allgemeinen Freude«, fuhr er fort, »mischt sich auch das Gefühl der lebhaftesten Bewunderung über die mächtige, nie erlahmende Arbeit der deutschen freiheitlichen Presse, welche fürwahr dem freiheitlichen Gedanken zu diesem wunderbaren Siege verholfen, und es war die Offenbarung der idealen und reinen Macht der Presse und wo sich die Macht der reinen Presse und die Kraft der Prinzipientreue in solcher Weise offenbart, wo solche Männer an der großen Arbeit sind, ist das Schicksal der Völker und Massen gegen Feind und Unbill gesichert, und man kann nicht anders, man muß die Neue Presse zur Durchdringung der herrlichen Kaiserstadt aus der Nacht zum Licht, wie ihr aus Jassy telegraphiert wird, beglückwünschen, wenn man in Wien lebt und ein gleichgesinnter Landsmann im fernen Osten ist, weil in diese schöne, kunstsinnige, lebensfrohe Stadt eine neue Ära des Freisinns einbrechen wird und sich ihre Atmosphäre sich gleichsam mit dem Geiste des Liberalismus, der reinen Menschlichkeit, der durch den des Hasses, der Verhetzung und des Eigennutzes leider so lange zurückgedrängt war, füllen, und vom Mittelpunkt soll dieser neue Geist als die Plattform allseitig hinausstreben ins weite Reich, ja über den schwarzgelben Grenzpfählen seinen wohlthätigen, heilbringenden Einfluß entfalten. Auch vom Gute des Liberalismus gilt das Faustsche Wort: 'Erwirb es, um es zu besitzen!' In den letzten Tagen war sie auch überall ausverkauft«. »Wenn man bedenkt«, sagte Frau Kohary, »daß erst der Freisinn, diese politische, geistige und sittliche Bürgschaft, daß Menschen das Recht haben, den kühnsten Fragen ins Gesicht zu sehen und daß sie nicht von christlichsozialer Gewalt niedergebeugt werden ... « »Was niedergebeugt, geknebelt, erdrosselt, erstickt haben sie sie. Auf dem Rücken des Wählers sind sie hinaufgestiegen ... « »Worauf hinauf?« »Wer jemals im vatikanischen Museum gewesen ist und dort die Statue des Salo Cohn und seiner Kinder gesehen hat, die von solchen Reptilien umschlungen werden, konnte nicht umhin, sofort an Wien zu denken. Jetzt aber wird alles wieder gut. Der Freisinn ist das gar nicht zu entbehrende, dem Staate und jedem Einzelnen notwendige Element, das ihn vorwärts bringt, seine Tatkraft hebt, das nationale Einkommen in rascher Zunahme steigert und diesen Wohlstand durch die kleinsten Haarröhrchen in die Familie hinüberleitet, er gehört zu unserem jetzigen Leben wie der Dampf und die Elektrizität, wer ihn nicht haben will, tut genau so, als wollte er den Dampf und die Elektrizität nicht haben, wenn man den Freisinn nicht hätte, müßte er erfunden werden, wie man den Dampf und die Elektrizität erfunden hat, wie Salten einmal gesagt hat, ihm gesagt, sondern es läßt sich kein Beispiel in den Blättern der Geschichte, nicht einmal in den Annalen aufspüren, daß ein Volk ohne die Erweiterung des Gesichtskreis sich hat zum dauernden Fortschritt aufschwingen können, wenn man bedenkt, daß der Deutsche in Österreich von der Natur mit hohen Gaben ausgestattet. Besonders ist das den Wienern nachzurühmen. Wer in fremde Städte reist, ist sehr erstaunt zu erfahren, wie groß und wie zahlreich die Erfolge der Wiener und der Österreicher im besondern draußen sind. wie häufig sie glänzende Karrieren machen, wie gern sie gesehn werden und wie durchschlagend ihre Tüchtigkeit ist, besonders im Nachtgeschäft, wo nur Wiener Leute zu brauchen sind. Das Bedürfnis nach freieren Weltanschauungen wird eines Tages sich losringen und auch im flachen Lande Gestalt bekommen. Wer erinnert

sich nicht an die Beschimpfungen gegen die Ärzte, denen sie zugerufen haben, daß jeder Dürrkräutler mehr versteht als sie, noch sind unvergeßlich die Anzettlungen gegen die Professoren der Fakultät und gegen zahlreiche Vertreter der Wissenschaft und der Kunst und der Aufklärung, und wir alle haben es schauernd miterlebt, daß die Schule immer mehr herabsank und schließlich nichts wurde als ein gefügiges Werkzeug in der Hand des Klerikalismus, alle haben sie gezittert und hell aufgejubelt haben sie, als die erste Bresche in die dichte Phalanx der Wiener Machthaber geschlagen war, und jetzt sollen mit einem Male die freisinnigen Bürger ihre Überzeugung, das einzige, was ihnen nicht geraubt werden konnte, freiwillig über Bord werfen, ausgerechnet jetzt? Man verlangt von uns, daß wir einem Kompromiß zustimmen, daß wir mit einem Wort aus einer Fanfare eine Schamade machen? Mögen sie sich jetzt des alten Schlachtrufes: 'Caveant consules ne res publica quid detrimenti capiat' ('Ne quid res publica', verbesserte Frau Kohary), also ne quid, in dieser Stunde der Gefahr erinnern. Denn: periculum in mora!' Mit vorzüglicher Hochachtung S. Pohorille, Konzipient.« »Was sagst du?« »Ach so, ich hab die Unterschrift mit gesagt — macht nichts. Man verlangt von uns. Man verlangt von uns, die wir noch alle unter dem Eindrucke des 13. Juni stehen, wo die gesamte freiheitliche Bevölkerung Wiens auf ihren Stimmzettel einen flammenden Protest niedergeschrieben, einen Protest gegen den Verrat, der nicht einmal, nein hundertmal an der Bevölkerung verübt wurde, durch Verbitterung des Mittelstandes bis zum Äußersten und vom Lohnarbeiter bis hinauf zu den Spitzen des freisinnigen Bürgertums, indem sie die Ärmsten der Armen geködert haben, sie alle haben in gleicher Weise die Hand gefühlt, die sie umgarnt hat wie ein Alp, Schriftsteller Hans Müller telegraphiert uns, jetzt, wo unter dem überwältigenden Eindruck, apropos hast du das Gedicht von Wertheimer über die Finsterlinge gelesen? 'Lagst Du zu Boden, ein gebund'ner Aar — Und folgt dem Zug des Weih's ... « »Ist denn der Weiß heuer schon in Boden?« »Aber das ist doch nur im übertragenen Sinn! Die ersten Dichter von Wien interessieren sich heute für ernste Sachen, Kunststück, 'jetzt ist nicht Zeit, zu singen und zu sagen', sagt er. Alle gehen sie mit. Und grad von uns will man ein Kompromiß? Jetzt, wo selbst Trebitsch, der bekannte erfolgreiche Übersetzer Shaws, in seiner Freude über den großen Erfolg aller Gutgesinnten das Bedürfnis fühlt, jetzt, wo die grandiosen Ereignisse sich zu historischer Bedeutsamkeit verdichtet, so daß selbst ein Dr. Leo Feld, ein leiblicher Bruder von Viktor Leon, die freudig empfundene Pflicht fühlt, für die unbeirrbar Energie zu danken, die diesen ersehnten Tag direkt mit schöpferischer Einsicht heraufführen half, das ist keine Kleinigkeit, man sieht wie sehr ihre Volkstümlichkeit in allen Grundfesten erschüttert und entwurzelt ist, und jetzt soll alles wieder, soll diese einzig dastehende publizistische Wahlkampagne — nein, das wird nicht geschehen! Wir haben am 13. Juni in einer Position der Geßmann—Partei, welche als ihre uneinnehmbarste Hochburg galt, eine gewaltige Bresche geschlagen, zum Himmel schreit das Sündenregister der Christlichsozialen und große Sympathien für Wien bei allen Deutschen in Österreich stehn im Abendblatt, noch sind hohe Berge zu übersteigen ... « »Heraus aus dem Sumpf!« rief Frau Kohary. »Du hast ein überaus glückliches und aktuelles Losungswort geprägt, das die derzeitige Situation grell, programmatisch und umfassend beleuchtet. Jawohl, heraus aus dem Sumpf! Die Volkspolitik, die zum Herzen und zu den Sinnen spricht, ist sie nicht vorzuziehen den taktischen Klügeleien? Und hat man vergessen, wie sie die Deutschnationalen, die sie in den Sattel gehoben, behandelt haben, wie die Knechte, ärger wie die Liberalen! Bis dat, qui cito dat ¹! Möge jeder sein Scherflein davontra-

1 xxx

gen. Der Neuen Freien Presse, deren treuer Abonnent vom Beginn des Erscheinens zu sein ich mir zur besonderen Ehre anrechne, ist man es schuldig, die Liechtensteins, die Weißkirchners, die Geßmanns, die Pattais et ceteros pares et tutti quanti ¹ hinwegzufegen. Sie hat den eklatanten Nachweis erbracht, daß sie auf das Epitheton, ein Sprachrohr zu sein, mit vollem Recht Anspruch erheben darf. Sapienti sat ²! Man greift sich an den Kopf und fragt: Ist denn das möglich, ist das Wirklichkeit oder Traum? Ich kann Sie versichern, hat einer von der Viktoria der Freien Presse geschrieben, daß ein solches Kompromiß gegen den Willen der breiten Massen der freiheitlichen Wähler Wiens ist, die wissen werden, was sie am 20. zu tun haben und an welcher Parole sie sich zu halten haben. Erheben Sie doch Protest, hat er gesagt, man muß sich doch selbst und seinen Prinzipien treu bleiben, hat er gesagt, das ist doch das Erste und Höchste für jeden Menschen, der Anspruch auf Achtung und Würde erhebt, hat er gesagt. Tausende und Abertausende von Familienvätern haben nur mit blutendem Herzen und zähneknirschend für die Wiener klerikalen Agrarier gestimmt, der 20. Juni aber wird und muß die Wiener effektiv von dem Joch befreien. Sein Verhalten nach dem Tode Luegers, daß er so pietätlos gehandelt und das Testament nicht angetreten, Lueger hat an ihm wie ein Vater gehandelt, warum hat er nicht wollen Bürgermeister werden, nichts hat ihm gehindert, hat ihm die Krone gehindert? das hat den Stolz der Wiener beleidigt und so erklärt sich der Zusammenbruch, das alles sind Taten, an die ein Wiener niemals vergessen kann und wird, wofern er sich zur freien Weltanschauung bekennt. Wie Heine von Napoleon gesagt: Diese Lippen brochen nur zu pfeifen und die Klerisei hat ausgeklingelt, gilt auch von der Neuen Freien, sie brocht nur zu hauchen und ihre Feinde liegen zu Boden. Am Boden liegen sie in Wien, zu Boden liegen sie in Niederösterreich. Möge vom Kahlenberg und von der Donau bis zu den fernsten Enden der Stadt an den letzten Ausläufern des Anninger der Jubelschrei ertönen: Wir sind heraus aus dem Sumpf! Die Herzen in die Höhe! Den Mut à la hausse! Eine neue Zeit hat sich erbrochen! Zerschmettert sind sie, ein Blitzschlag hat sie getroffen, zu Boden liegen sie, der Anninger darf sich wieder nennen wie früher, der Tag der Gerechtigkeit ist erschienen, Segen und Glück mögen dieser Stadt zuteil werden für alle Zeiten!« — — Frau Kohary meinte: »Ruhig können wir den kommenden Dingen entgegensehen, die wieder nur den Beweis liefern werden, ein wie kleines Geschlecht einen großen Moment gefunden hat. Sempre avanti ³! Aus dem letzten Schlupfwinkel müssen die Feinde des Freisinns hinausgedrängt werden!« »Als langjähriger Abonnent dieses vornehmen Weltblattes seit dessen Bestand, verfolge ich selbstredend dessen Inhalt mit Interesse«, fuhr Kohary fort. »Speziell jetzt die Beratungen über Wahlanglegenheiten, welche es, wie von einem Blatte dieses Ranges nicht anders zu erwarten, in anerkanntester Weise betreibt. Aber ich kann mir nicht helfen — nach meinem Gefühl war dieses Kompromiß ... geradezu empörend. Hie Fortschritt und Kultur — hie Reaktion und Ultramontanismus! Der heutige Leitartikel ist wieder aus den Herzen sämtlicher freiheitlicher Wähler geschrieben, und gebührt ihnen hierfür der Dank sämtlicher Deutschen, die sich effektiv nicht mehr in das Netz der Hochburg des Bollwerks der Klerisei spannen lassen wollen. Ohne mit der Wimper zu zucken, gibt es jetzt nur eines: Unter allen Umständen stimmen gegen die Christlichsozialen! Der kleine Mann hat endlich eingesehen, er war nur der Schemel für sie, den sie genasführt haben, damit einige wenige in der Höhe hinaufkommen, während der

1 xxx

2 Für einen Klugen genügt das

3 Vorwärts immer, rückwärts nimmer! (EH)

natürliche Zersetzungsprozeß dieser innerlich verfaulten Partei mit elementarer Gewalt vor sich gegangen, und ein befreites Aufatmen ging durch ganz Wien, dieser uralten Kaiserstadt, wo jeder Stein von der deutschen Geschichte erzählt, gleichsam als spüre man schon den Hauch einer neuen reineren Luft, wie wenn sie die letzten Reste der gesprengten Ketten von sich geschüttelt hätten. Als sich die Nachricht von dem Ausgange der Hauptwahlen und von der hippokratischen Niederlage der Machthaber verbreitete, als immer neue Berichte über die Anzahl der in die Stichwahlen gekommenen früheren Größen einliefen und schließlich die Wiedergeburt so gut wie gesichert war, da erfüllte alle ein einziger Gedanke, endlich ist eine Bresche geschlagen in das Bollwerk der Finsternis!« »Wir Frauen kennen wohl die tiefe Kluft, die uns vielfach von der Sozialdemokratie trennt. Es wäre töricht, wollte man die weitgehenden Gegensätze und Gegeninteressen zwischen den einzelnen Klassen negieren. Wir deutschfreiheitlichen Frauen hatten aber gehofft, daß nach dem Sturze der bisher herrschenden Partei die deutschfortschrittliche, deutschfreiheitliche, deutschfreisinnige Partei als Siegerin in das Parlament einziehen werde, wir hatten gehofft, daß diese Partei, der unsere Männer, unsere Söhne angehören, eine Ära des Fortschritts, eine Ära der Freiheit in Österreich begründen werde. Die Zeit der Barrierestöcke ist vorüber.« »Du hast recht, ich bin ein einfacher Bücheragent, ich kenne aber viele Familien seit achtzehn Jahren und kann aus meiner Erfahrung bestätigen, daß sich langsam, aber stets fortschreitend, im letzten Jahrfünft ein Umschwung in der Weltanschauung des weitaus größten Teiles vollzogen hat und daß eine Brücke geschlagen ist über die Wälle, die das Schicksal der Deutschen in Österreich sichern können. Wien darf nicht zur Seite geschoben werden. Jetzt ist es das Erste, seine Stimme erheben und mit aller Wachsamkeit den Hang zur Eigenbrötelei in dem weiteren Rahmen einer sozial leidenschaftlich bewegten Großstadt nicht zu vermehren, vielmehr durch Erhaltung des Gleichgewichts auf die goldene Mittelstraße zu geleiten und mit diesem politischen Meldezettel in Fühlung zu treten, um die Deutschen nicht gewaltsam zu Freischärlern zu machen, sondern die älteren Parlamentarier erinnern sich noch an Franz Schmeykal, wie er dort beide Hände entgegengestreckt hat. Wenn das neue Haus sich zusammentritt, wird man sehen, daß auch von ihnen das Wort der Bourbonen gilt: Nichts gelernt haben sie und nichts vergessen. Es ist keine Kunst, eine Politik der freien Hand zu führen, sondern a conträr erst wenn es gelungen ist, das mühsam sich bewegende Regierungsschiff vorbei auf Klippen und Sandbänken zu leiten, kann man sagen, daß es gelungen ist. Es wird Sache des Nationalverbandes sein, durch behutsame Stellungnahme den berechtigten Empfindlichkeiten Rechnung zu tragen, weil die starken, werbenden Kräfte zu übersehen, hieße uns Deutschen in den Rücken fallen und dürfen diese zwei Millionen vom deutschen Besitzstande nicht von sich gestoßen werden. Es gibt Momente im Völkerleben, wo das Herz siegt über die Grübeleien und die innere Natur des Menschen sich verschafft Gehör. Wo sind die Zeiten, wo man noch abgeschmalzene Nudeln bekam für sechs Neukreuzer und Karbonadeln für einen Spottpreis um acht? Schon jetzt ist es sicher, daß die Mehrheit den Anhängern der freisinnigen Weltanschauungen gehört. Die freisinnige Weltanschauung, der freisinnige Gedanke, die freisinnige Vertretung im Parlament haben gesiegt. Wien war eine Stadt, wo Lippen— und Augendienst geübt wurde, diese Wunde hat am Körper der Deutschen geeitert, und die Bürgerklubbeschlüsse und Rauchsalonkonventikel dürfen nicht länger ausschlaggebend sein. Wien hat sich befreit. Mit besonderer Genugtuung erfüllt es uns, in Ihrem weitverbreiteten Blatte — ich bin 32 Jahre Ihr Abonnent — endlich eine mannhafte Sprache zu lesen. Die Glorie, die es um-

strahlt, allem zugänglich zu sein, was vornehm und gut ist in dem Menschen, leuchtet wieder im hellsten Lichte. Es war ein schöner Tag. Überall bildeten sich größere und kleinere Gruppen, wildfremde Menschen sprachen sich in den Cafés an, ein Geriß war um die Extraausgaben, die Ziffern und Namen der Wahlergebnisse flogen durch die Luft, noch in den späten Nachtstunden stand das Straßenbild unter dem Eindrucke der Wahlergebnisse, indem ein kräftiger Wind die Kronen der dichtbelaubten Bäume schüttelte, alle Fenster waren besetzt und Frauen und Kinder winkten mit Tüchern herab. Friedmann erklärt, er sei nach dem errungenen Erfolge im Parkviertel sogleich auf dem benachbarten Kampfplatz im Rathausviertel geeilt, um das Seine dazu beizutragen, stürmischer Beifall, die wankenden Größen der Christlichsozialen wurden mit tosenden Abzugrufen bedacht ... « »Was, so viel?« » ... und stießen nirgends auf Widerspruch. Es bleibt ein hübscher Zug, daß jetzt die Christlichsozialen mit ihren drei Mandaten an den Katzentisch gewiesen sind, während das Bürgertum bis zu zehn Mandate hinaufgerückt ist. Wenn sie sich dort an ihre Stellen und Mandaten hängen, so ist das nackte Vermessenheit. Deutlich war es zu merken, wie den breiten Schichten das willkürlich genommene Recht der freien Meinungsäußerung zurückerobert worden ist, wie ein Zwang gebrochen ward, der Tausende und Abertausende genötigt hatte, die Faust in der Tasche zu ballen und mit ihrem vernichtenden Urteil über die Vergewaltiger Wiens zurückzuhalten. Die Erde hat gebebt. Die Kondukteure der Straßenbahn besprachen die Wahlergebnisse mit den Fahrgästen, da braucht man kein Trinkgeld geben, das Interesse für den Ausgang war ein so ungemein lebhaftes, daß sich selbst Damen, die sich schon auf dem Lande befinden, im fortschrittlichen Agitationslokal einfanden und bis zum letzten Augenblick ausharrten, um mit größter Spannung die Wahlergebnisse, bei denen diesmal alle Gesetze der Wahlmathematik auf den Kopf gestellt waren, unter geradezu frenetischem Jubel zu vernehmen.« »Uns Frauen kümmern keine Parteidifferenzen, keine Parteischattierungen. Wir müssen uns in dieser ernsten Stunde vornehmen, mit allen unseren Kräften am Kampfe gegen die Reaktion teilzunehmen. Gilt es doch außer der Herabsetzung der exorbitanten Fleischpreise unsere höchsten Ideale zu verwirklichen und die Ideen der Freiheit zum Siege zu führen.« »Überall ist sie ausverkauft!« »Per aspera ad astra!« bemerkte Frau Kohary. »Wir fern von Wien weilenden Geschäftsreisenden« — fuhr er fort — »sind voll des Lobes über die Haltung, die sie in der Wahlkompromißangelegenheit einnimmt. Wir fallen über die Neue Freie Presse her, deren Artikel uns vollste Befriedigung und Genugtuung bieten, weil sie eintritt für den Kampf im Verein mit den Sozialisten gegen die Christlichsozialen. Jeder Tag brachte noch eine Steigerung, ein Mehr an zwingenden Argumenten, glänzender Beredsamkeit, und finde ich es nur natürlich, wenn die aus jeder Zeile sprechende Begeisterung, ehrliche Überzeugung, der eiserne Wille und nicht zuletzt der prächtige Zorn über die Volksbetörer gleich dem Triester Orkan die Wogen der Wahlbewegung aufpeitschte (»Mit Automobile sind sie vorgefahren«, warf Frau Kohary ein), welche früher oder später die unheilvolle Partei hinwegschwemmen muß. La verité est en marche ¹. Wien ist wieder der Mittelpunkt von Österreich. In der Leopoldstadt suchten die Schauspielerinnen und die ersten Koryphäen vornehmlich höhere Beamte und Kaufleute auf, vor denen sie ihr Programm entwickelten und mit lebenswürdiger Überredung für Dr. Ofner zu gewinnen verstanden. Während sich der Sieg an die Fahne des Freisinns heftete, ist der Damm weggeschleudert worden und die Gewässer stürzten mit verdoppelter und verdreifachter Wucht über das Bollwerk. Doktor Waber ist somit heute schon so gut wie gewählt.

1 Die Wahrheit ist auf dem Vormarsch

Hast du nicht gelesen, wie er sich der Ovationen kaum erwehren konnte und gesagt hat: Bitte, bitte, lassen Sie mir nur zehn Minuten Zeit, um mein liebes Mutterl zu begrüßen'? Ein schöner Zug von ihm, einem Christlichsozialen wär das nicht eingefallen!« »Waber ist doch auch ein Antisemit?« »Aber freisinnig! Hast du nicht gehört, Adonai hat mit Wotan ein Kompromiß geschlossen und kommt mit Geßmann in der Stichwahl? Jetzt heißt es vor allem deutsch sein, deutsch, deutsch und wiederum deutsch! Die zielbewußte Haltung unserer Gesinnungsgenossen findet Verständnis und Würdigung bei der Volksseele und ein grelles Licht wird auf die Methode christlichsozialer Gesinnungsknechtung geworfen. Ein Preßburger, dessen Name der Redaktion bekannt sein soll, spiegelt den gewaltigen Eindruck, die außerordentliche Spannung, die beinahe fieberhaft zu nennende Erwartung, die den morgigen Tag begleitet. Bange Stunden trennen uns noch bis zum 20. Juni ... « »Aber Kohary, entschuldige, wir haben doch schon den 20.! Auf zur Stichwahl, du darfst nicht vergessen!« »Pscht, unterbrich mich nicht. Versunken und vergessen! Nur einige Säulen schwanken hie und da herum! Das hab ich der Neuen Freien geschrieben, mein Name ist der Redaktion bekannt ... « »Du hast ihr geschrieben? Sehr gut, ich hab ihr auch geschrieben!« »Du hast ihr auch geschrieben? Was hast Du ihr geschrieben?« »Ich hab ihr geschrieben aus voller Brust und daß sie bahnbrechend gewirkt hat in der Aufklärung!« »Natürlich! Spürt man es nicht in jedem Bissen Brot und Fleisch, wie sie sich überhoben haben? Binnen acht Tage ist Wien erwacht! Seit Jahrzehnten, sagt Zenker, hat man auf den Ausbruch der Freiheit und Demokratie geharrt. Freisinnig, das ist der beste, der richtigste und der am meisten zu Herzen sprechende Name! Freisinnig oder nicht freisinnig! Freisinnig! Daran werden wir uns erkennen! Hie freisinnig, hie nicht freisinnig! Wo immer der Freisinn bedrückt und geknebelt wird, rächt sich die mißhandelte Natur. Aber jetzt wird alles wieder gut, ah, wie das wohltut, alles, alles wird wieder gut. (Stürmischer werdend:) Wie Theodor Neustadt! möchte ich ihr zurufen: 'Leser und Abonnent Ihres Journals seit seinem Bestehen, bin ich seit längerer Zeit am Ausgehen verhindert, aber meiner deutschfortschrittlichen Gesinnung stets treu geblieben.' Gesund wird er werden durch den Freisinn! Ja, Freisinn, aufatmen möchte man, in der Luft atmen können, welche die Brust erweitert und den Geist erfrischt, der Freisinn ist der Sauerstoff, der den Blutumlauf erhält, die Kräfte unausgesetzt verjüngt und vor Zersetzung und Fäulnis schützt, man fühlt sich ordentlich wohl, man kommt zu sich, seit 73 war keine so gute Luft! Man fragt sich schlaftrunken: Wie ist das gekommen? Das danken wir dem Führer im Streite, der Neuen Freien Presse, deren hervorragende journalistische Tätigkeit alles mit sich gerissen hat und alles an sich gerissen hat, darum Dank diesem Blatte für den Sieg vom 20. Juni 1911, der dank der Pioniere des Freisinns Wien vom Alpdruck der Schleppträger des Bollwerks der Hochburg der Reaktion ... « »Um Gotteswillen aber das wird doch erst übermorgen stehn!« »Ich kann sehr nicht leiden, immer unterbrochen werden, laß mich, es ist Sache des Charakters und der ganzen Lebensauffassung! Ein sehend gewordener Beamter schreibt, sie hat geradezu herzbewegend auf die Leser gewirkt. Verwundert war ich jedoch, zu lesen, daß eine — Absicht — bestand, daß die Deutschfreiheitlichen mit den Christlichsozialen ein Kompromiß vereinbaren wollen! Schmach und Schande vor der ganzen zivilisierten Welt! Mehr Licht! Per aspera ad astra, sag ich. Von dem Inhaber einer Firma, deren Name der Redaktion bekannt ist, entnehmen wir, daß man über einer Partei, die mit ihrem Titel den Lehren des Erlösers effektiv entgegenarbeitet, den Stab gebrochen hat. Jetzt ein Kompromiß? Wo die Hydra der Dunkelmänner umklammert ist und es nur noch eines einzigen Hiebes bedarf, und alle ihre fürchterlichen

Häupter rollen am Boden? Das hieße sich an seiner eigenen Familie, an seiner Frau und an seinen Kindern versündigen, die unter der Last der Hochschutzzölle beinahe zusammenbrechen, in der Milch und in der Butter spürt man es, in allem, was auf den Tisch kommt, was sie getan haben, die Schleppträger. Ich sitze vor der Terrasse eines großen Kaffeehauses der Champs Elysées, die Zeitungsaufrufer eilen mit der Ausgabe der Abendblätter laut rufend vorüber. Ein Blick in eines dieser Blätter: Da steht's: Sie sind zerschmettert! Drüben im Westen, hinter dem großen Triumphbogen Napoleons, senkt sich, ein mächtiger Feuerball, die Sonne zum Horizont herab. Diese Sonne, sie kommt aus dem Osten, mein Herz pocht, die Augen gehen mir über, ich habe den großen, längstersehnten Tag erlebt. Man sitzt mitten in der Stadt, in dem prächtigen Vorgarten des Café Siller, und läßt sich ein echtes Wiener Frühstück, duftender Kaffee, köstliche Butter und knusperiges Gebäck trefflich munden, ringsum entwickelt sich der Trubel des Großstadttreibens und man hat einen schönen Blick auf die Bauten des neuen Wien der letzten Jahre vor sich, das schillernde Band des Donaukanals und aus der Ferne grüßen die Ausläufer des Wienerwaldes mit ihrem Grün, ein erfrischender Lufthauch streicht um den Garten, in dem sich die Gäste wohl und geborgen fühlen wie auf einer Insel beschaulichen Genießens. Auf dem geheiligten Boden der großen Revolution lese ich von dem Erwachen der Geister in Wien. Die Flucht aus der Großstadt hat begonnen, es gibt schon Scharen von Strohwitwern, die gleich den unsere Stadt besuchenden Fremden mehr denn je auf Gast- und Kaffeehäuser angewiesen sind, sie alle können sich einen Genuß eigener Art schaffen, der den schönsten Sommertag stimmungsvoll einleitet: Ein Wiener Frühstück.« »Kohary, höchste Zeit!« »Als Student der Alma mater Wiens habe ich den Lienbacher—Rummel mitgemacht, ich habe den denkwürdigen Herzensschrei gehört: Herr, was hat Ihnen dieses arme Volk getan, daß sie ihm sein einziges Brot, die Schule, wegnehmen wollen? Mit sehr gemischten Gefühlen lesen wir soeben in Ihrem sehr geschätzten Morgen- und Abendblatte Nr. 16813 von dem Kompromiß, und Wiener Künstlerinnen rufen aus vollem Herzen und aus Franzensbad: Ein besonderes Hoch der Neuen Freien Presse! Alles verstehen heißt alles verzeihen und ist eine Grundbedingung des harmonischen Lebens, was aber haben sie verziehn? Höchstens die Gebrechen ihrer Grundsäulen haben sie verziehn de genere Hatzl. Daß heute ein folgenschwerer Entscheidungskampf ausgefochten wird, prägt sich in den Physiognomien auf dem Wahlgange deutlich aus, und die lautlose Ruhe, mit der sich die Wahlhandlung allenthalben vollzieht, spricht eine deutlichere, vernehmbarere Sprache und gibt ein vollwichtiges Zeugnis für die politische Reife der Wählerschaft. Man wird aufgefordert, nicht die Kandidaten zu verwechseln. in wirklich vornehmer, gentlemanliker Art hat sich das freisinnige Wien heute seines Sieges gefreut. In der Bechlarngasse, während Dr. Ellenbogen eine Ansprache hielt, wurden plötzlich zwei Polizeibeamte ohne ersichtlichen Grund überfallen und zu Boden geworfen. Als die Sicherheitswache einschritt, wurde sie von der Menge mit Steinen beworfen, acht Personen wurden verletzt. So oft die Christlichsozialen einen Wahlerfolg erreicht haben, wurde er mit großen Spektakeln, Fenstereinwürfen, Raufereien und dergleichen gefeiert. Bei uns hat die allgemeine Freude einen durchaus würdigen Ausdruck gefunden. Im Terrassencafé wurde durch einen Steinwurf von außen eine Spiegelscheibe zertrümmert. Es hat keine Exzesse, keine Beschimpfungen der Gegenpartei auf der Straße gegeben. In Kaisermühlen gab es einen Gasthausexzeß, mit mehreren Kontusionen und Arretierungen. Kaum hatte der 24jährige Schlosser Franz Chrimal, Greiseneckergasse 25 wohnhaft, das Gasthaus betreten, als ihm eine Flasche an den Kopf geworfen wurde, wodurch er eine

Rißquetschwunde über dem linken Auge erlitt. Noch ist Vieles zu tun übrig. Wenn zahlreiche Wähler nicht durch wirtschaftliche Abhängigkeit verschüchtert wären, so wäre der Zusammenbruch der klerikalen Gaukler ein vollständiger. Wir wollen aber die Wiedereroberung à tout prix, und man hätte es so machen müssen wie in der Innern Stadt, wo Friedmann mit 150.000 Kronen war im Vorsprung. im Rathausviertel aber hat sich der freiheitliche Genius mit seinen reinen Grundsätzen phönixgleich aus der Asche erhoben, es war Dr. Wilhelm Neumann, und auf den Schultern begeisterter Parteigenossen hoben sie ihn am Rathaus vorbei. Ein wahres Wunder ist geschehen. Dr. Wilhelm Neumann, der heute von einer jubelnden Volksmenge auf die Schultern gehoben und durch die Rathausstraße zum Parlament getragen wurde, hatte nach dem Ergebnis der Hauptwahl kaum eine ernste Aussicht durchzudringen. Dr. Wilhelm Neumann wurde unter brausenden Hoch—Rufen auf die Schultern gehoben. Als sich Dr. Wilhelm Neumann in das Agitationslokal der Freiheitlichen begab, wurde er von der daselbst versammelten Volksmenge mit stürmischen Hoch—Rufen empfangen und auf die Schultern gehoben. Als um halb 6 Uhr das Wahlresultat verkündet wurde, hoben einige Wähler den Dr. Wilhelm Neumann auf die Schulter. während stürmische Hochrufe erschollen.« »Hör' schon auf, das hab ich jetzt fünfmal gehört!« »So wahr ich da leb, das wird morgen genau so in der Freien Press stehn. Man kann es ihnen nicht oft genug sagen! Zerschmetterte sind sie, sag ich dir ... « »Ich bitt dich Leo, steh auf endlich und schreite lautlos zur Urne!« »Ein Blitzschlag hat sie getroffen, zu Boden liegen sie, ein zu Boden weilender ungarischer Abonnent schreibt uns ... « (Ihn wegdrängend und mit wild auflodernder Begeisterung:) »Kohary, jetzt sag ich dir geh, sonst versäumst du die Wiedergeburt!« (Kohary ab.)

Und ich tat desgleichen und schrieb an die Neue Freie Presse:

»Jetzt, wo Not an Männern ist und wir Gattinnen freidenkender Bürger mit Aufregung den Stichwahlen entgegensehen, haben die Feinde des freien Gedankens es gewagt, einem Kompromiß zuzustimmen, welches geeignet ist, den erhebenden Gewinn, der kaum errungen, wieder hinzuopfern. Wie gewonnen, so zerronnen! Die Bresche, die wir im Sturmloch gegen das klerikale Bollwerk geöffnet haben, soll sich wieder schließen? Nein! Wer noch einen freisinnigen Funken in sich spürt, wird am 20. Juni wissen, was er zu tun hat. Wir, die wir nur schlichte Hausfrauen sind, rufen aus voller Brust: Nieder mit den Dunkelmännern! Hoch die 'Neue Freie Presse'! In Verehrung und mit heißem Dank für die herrlichen Leitartikel, per aspera ad astra! Marianne Bunzl, Grete Rosenberg, Hermine Pospischil, Stephanie Gödel.« —

Ein Freund, der wie anno Erdbeben dabei war, meinte: Das wird nicht erscheinen. Ich sagte: Das wird erscheinen! Nicht im morgigen Abendblatt, sondern am Morgen der Stichwahl. Das hebt sie sich für den wichtigsten Tag auf. Es ist ein Partherpfeil, den ich gegen die Christlichsozialen abschieße. Es bedeutet sichere zwanzig Stimmen im Rathausviertel. Mein Freund sagte: Die Bresche und die volle Brust, der freisinnige Funke wird die Einsenderinnen verraten! Nein, sagte ich, es wird sie begehrenswert machen. Mein Freund sagte: Sie überschätzen die Dummheit der Leute. Ich sagte: Nein. Aber selbst wenn ich sie überschätze, die Zuschrift ist von der Bunzl, und darüber kommt kein Redakteur der Neuen Freien Presse hinweg ... Und sie erschien. Am 20. Juni. Gestrichen war nur der Satz »Per aspera ad astra«, aus Platzmangel oder weil dieser Gedanke der Neuen Freien Presse ein wenig abgebraucht er-

scheinen mochte. Sie war aber so gewissenhaft, ausdrücklich zu bemerken, daß die Zuschrift »unter anderem« den zitierten Wortlaut habe. Die Erkenntnis »Wie gewonnen, so zerronnen« schien ihr apart und sie ließ sie stehen. Ich hatte andere Maximen unterdrückt, weil mein Zeuge mich bat, durch Übertreibungen nicht das Schicksal der Zuschrift zu gefährden. Ungern gab ich nach und meinte, die anderen Zuschriften, die von Freundeshand, würden stärker sein. Meine Befürchtung sollte sich erfüllen. Ich hätte das Unglaublichste hinschicken können, die Neue Freie Presse hätte es, ohne mit der bekannten Wimper zu zucken, gebracht. Daß nicht etwa blinder Eifer die Drucklegung bewirkt hat, beweist außer der Streichung die sorgfältige Umstellung der Namen. Sie hat, des vollständigen Wahlsieges noch ungewiß, die beiden Jüdinnen taktvoll zurückgestellt, die Deutsche voran, die Slawin an zweite Stelle. Am Abend, als sie die Partie gewonnen hatte und Bunzl Atout war, mag es ihr leid getan haben. Dabei habe aber auch ich eine große Genugtuung erlebt. Die Neue Freie Presse hat mich zwar zur Zeit, da ich noch in der Glockengasse wohnte, Zivilingenieur war und unter dem Namen Berdach schrieb, als Geologen ernst genommen — aber sonst von mir nichts wissen wollen. Jetzt unterstützte sie nicht nur meinen Versuch auf dem Gebiete der deutschfortschrittlichen Politik, sondern leitete ihn sogar durch die folgende schmeichelhafte Bemerkung ein:

»Von vier Wiener Frauen, *Stephanie Gödel*, *Hermine Pospischil*, *Marianne Bunzl* und *Grete Rosenberg*, erhalten wir folgende schwungvolle und sympathische Zuschrift, die unter anderm lautet. «

Meinen Schwung hat sie schon erlebt. Aber das hätte ich mir nie träumen lassen, daß sie mich einmal sympathisch finden werde. Man lernt nie aus. Aber auch die Neue Freie Presse wird noch eine harte Schule durchmachen müssen. Ich hatte sie gewarnt ¹, und sie, der das Lied von der Glockengasse in den Ohren klingt, und die seit damals selbst das Schillersche Gedicht mit Mißtrauen betrachtet, ob nicht die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, eine Beschimpfung der Neuen Freien Presse ergeben, hätte endlich so weit sein sollen, sich den Zuschriften berauschter Analphabeten zu versagen. Zumal, wenn Weiber zu Hyänen werden, muß das nicht immer von der Begeisterung für Freiheit und Gleichheit kommen, sondern es kann auch darin seinen Grund haben, daß dem Ewigblinden eine Himmelsfackel geliehen wurde. Heißen Dank für die herrlichen Leitartikel: welches Intelligenzblatt der Erde hätte nicht schon daran gemerkt, wieviel es in der Glockengasse geschlagen hat! Wo in allen Weltblättern, außer in diesem stupidesten, hält man es noch für glaubhaft, daß Weiber, und vier auf einmal, an einem Leitartikel heiß werden? Aber der Wahlsieg ist nun einmal ein Erdbeben, und da spürt die Neue Freie Presse meine Stöße nicht. Sie verzeichnet die wenigen »noch hie und da herumschwankenden Säulen«, läßt den kranken, aber fortschrittlich gesinnten Abonnenten zu Wort kommen: wie sollte sie den schwächeren Spott von der stärkeren Lächerlichkeit des Ernstes unterscheiden können? Ihre Wähler sind sehend geworden, sie ist vom Licht der Freiheit geblindet. Sie sieht nichts, merkt nichts, auch den Hohn nicht, wenn ein deutschnationaler Journalist sie mit Schriftleitung apostrophiert und sich selbst als Redakteur unterzeichnet, sie sieht nicht nach rechts und nicht nach links, sie sieht nicht einmal in den Lehmann, ob es wirklich vier solche entmenschte Weiber in Wien gibt, die einen solchen Brief zustandebringen. Sie druckt alles. Ich habe sie gewarnt. Wer nicht hören will, muß drucken. Und sie wird nicht eher Ruhe geben, bis ich ihr eines Tages honorarlos das ganze Blatt fülle.

1 In Heft 324 # 01 »Glossen« dort »Für Männer«

»Noch in den späten Nachtstunden stand heute das Straßenbild Wiens unter dem starken Eindrucke der Wahlergebnisse. Auf der Ringstraße schüttelte ein kräftiger Wind die Kronen der dichtbelaubten Bäume ... Staunend standen viele der Leser auf der Straße still, gleichsam als wollten sie das Gehörte oder Gelesene nochmals überprüfen, und auch in den Wagen der Straßenbahn, welche die letzten Pratergäste oder Ausflügler in die Stadt zurückbrachte, flogen die Ziffern und Namen der Wahlergebnisse durch die Luft, und das Studium der Extrablätter schien die meisten Fahrgäste in Spannung und Erregung zu versetzen. Man hörte verschiedene Aussprüche, wie »so hat es kommen müssen«, ein anderer Fahrgast derselben Gesellschaft mit blondem Vollbart und Zwicker warf unter dem Beifall der Gesellschaft ein: »Das ist das Ende der Wiener Agrarpartei«. — In den Verkehrsstraßen der Innern Stadt hatten sich vor und in den Kaffeehäusern kleinere Gruppen gebildet, welche die Wahlergebnisse besprachen ... Selbst die Kutscher und Chauffeure auf den Standplätzen sind eifrige Politiker geworden und debattierten, die letzten Zeitungen in der Hand haltend, in oft überlauter, erregter Diskussion, bis ein Fahrgast ihre Unterhaltung störte.«

Dieser eine Fahrgast war ich. Ich bin der Antipode des Fahrgastes mit blondem Vollbart und Zwicker und störe die Unterhaltung. Ich habe die Gehirnjauche der Sieger, mit der sie die Morgenröte durch drei Wochen bespritzt haben, ich habe den zu Zeitungsdrück erstarrten Unflat aus Jargon und Phrase aufgeschöpft, gesammelt und in seiner ganzen phantastischen Wirklichkeit, in seiner ganzen unsäglichen Wörtlichkeit kommenden Tagen überliefert. Ich bin die Muschel, in der das Geräusch fortsingt. Sie werden hören, was sich in dieser Zeit und in dieser Gegend eine neue, freie Weltanschauung genannt und welche Sorte rabiater Wucherer als deren Hüter aufzutreten sich erfrecht hat. In was für Mäulern das Deutschtum, in was für Händen die Freiheit und in was für Füßen der Fortschritt aufgehoben war! Wenn nicht die Phrase selbst Rache nimmt und lebendig wird, wenn nicht eines Tags Sturmflut und Erdbeben wirklich ihr Werk verrichten, man wird es dereinst nicht verstehen, wie die damalige Vorsehung das alles unter sich ergehen lassen konnte ¹! Nichts verbindet mich mit den Besiegten. Aber wer immer sie wären, und wenn sie mir Brot und Fleisch unerschwinglich gemacht hätten, ich spüre nur den unersättlichen Haß gegen die Visage dieser Sieger, von deren Lippen gratis Milch und Honig fließt. Mit solchem Völkerspielzeug, wie es die Politik ist, gebe ich mich nicht ab. Ich weiß, daß man ihnen die Freiheit lassen muß, »es lebe die Freiheit« zu rufen. Aber ich weiß auch, daß es nichts Fürchterlicheres gibt, als wenn die Dummheit zur Besinnung kommt oder wenn ein

1 Wir (Deutschland im August des Irrjahres 2015) verstehen das. Für uns besteht die Welt nur noch aus »Rettungspaketen«, aus »Solidarität«, aus »Schuldenerleichterung«, aus »Traumatisierten«, aus »Flüchtlingen«, aus »Rettungsaktionen«, aus »Flüchtlingsdramen«, aus »Fremdenfeinden«, aus »klarer Kante«, aus »verzweifelte Menschen«, aus »Schutzsuchenden«, aus »Aufstand der Anständigen«, aus »rechtem Mob«, aus »Futterneid auf Schwächere«, aus »dumpfem Pöbel«, aus »vor Krieg und Verfolgung Geflohenen«, aus »Asylsuchenden«, aus »ewiggestrigen Rassisten«, aus »Flüchtlingspolitik«, aus »Neonazis«. Diese übervollen Jauchekübel, die täglich über uns genüsslich entleert werden, lassen natürlich das Attentat im Schnellzug Antwerpen — Paris eines Mohammedaners, eine Bombenexplosion in Kabul von Angehörigen der »Religion des Friedens ® (12 Tote) oder die Untaten des mohammedgerechten Islamischen Staates etwas in den Hintergrund treten, zumal sie ja allesamt »nichts mit dem Islam zu tun« haben.

Universitätsprofessor unter dem Vorsitz eines Friseurs sein Programm entwickelt und sich von einem Selcher empfehlen läßt. Und nichts Widerlicheres, als wenn ein mit allen Geldern geschmierter Journalausbeuter, dem nichts heilig ist als die Politik der offenen Hand, einer Partei vorwirft, daß sie die innere Überzeugung ihrer Leute vergewaltigt habe, und wenn auf diese Phrase ein Journalist kandidiert, der sie im Dienst des liberalen Brotgebers an seinem Leibe erlebt hat. Der Zwang, das Kruzifix zu grüßen, scheint mir noch immer kulturvoller als die Anbetung einer aufklärenden Kanaille, die das ganze Staats— und Privatleben unter ihrer erpresserischen Fuchtel hält und einen volksbildnerischen Verein zwingen kann, einem Mißliebigen den Saal zu sperren. Diese lästigen Hausierer der Freiheit, die, wenn das Volk schon gar nichts kaufen will, mit dem Präservativ der Bildung herausrücken, mögen sich eine Zeitlang des Erfolges ihrer Zudringlichkeit freuen: die Kultur hat es immer noch lieber mit den Hausknechten gehalten. Dieses Gesindel will von Weltanschauung reden, weil es den nationalökonomischen Mist wirklich geschluckt hat, den Herr Bielohlawek verabscheut, und will den Verdacht der silbernen Löffel, die es gestohlen hat, auf Leute abwälzen, die nichts weiter als den Mut verbrauchen haben, das Bismarck—Wort zu unterstreichen: so gottgläubig ich bin, so wenig traue ich den Ärzten. Ich kenne die idealen Güter nicht, die die Sippe außer der Fleischversorgung und dieser vorgeschriebenen Ration von Phrasen zu verteidigen hat, aber ich will für sie in Versammlungen eintreten, ich will dem Genius der Freiheit zwei Stimmzettel opfern, wenn jemand instande ist, mich über die Aufklärung aufzuklären, und wenn es einem dieser Phönixe gelingt, mit einem einzigen Gedanken aus der Asche emporzusteigen. Die gräßliche Zeit, wo der Ernst des Lebens zur Urne nicht geht, nicht fährt, nicht läuft, sondern schreitet, und wo die politische Reife gebeten wird, nicht die Kandidaten zu verwechseln, ist vorüber. Es wird sich nichts ändern; und es ist nur gut, daß die Leute, die den Staat mit Presse und Börse »effektiv« regiert haben, jetzt auch den Schein der Macht erhalten, der vor ihr warnen könnte. Man soll wünschen, daß die Gemeinheit in der Majorität ist, dann wird der Kehrbesen wieder taugen, der als Zepter versagen mußte. Daß aber die Begeisterung den Wahlsieg überlebt, das glauben die am wenigsten, die den alten Gassenhauer mit ihrem Bollwerk aufspielen. Oder glaubt noch einer, daß ein flammender Protest flammen kann? Wie kommt es denn, daß der liberale Inhalt keine andere Sprache findet als dieses entsetzliche seit Banalitätsäonen millionenmal ausgespuckte Idiom? Wie kommt es, daß man sich den Phönix nur noch als Versicherungsagenten und den Genius der Freiheit nur noch als schäumenden Börseaner vorstellen kann? Wie kommt es, daß man die Parolen eines Wahlkampfes nur zitieren und durcheinandermischen muß, um das klinische Bild einer säkularen Hirnhautentzündung zu erhalten? Aber mein Amt ist es, über dem Kleinen die großen Zusammenhänge zu übersehen. Und so erwarte ich von dem Aufschwung der freisinnigen Weltanschauung die Abschaffung der Trompete des Beiwagenkonduktors! Die spätere Entwicklung stelle ich mir so vor: Entziehung des Telephons, eventuell des Wahlrechtes, im äußersten Fall der Menschenrechte für Herren mit blondem Vollbart und Zwicker, die auf der Straße »So hat es kommen müssen!« ausrufen. Einführung des Robot für Volkswirte und Leitartikler. Mit den Christlichsozialen habe ich nichts zu schaffen. Sie waren ein Gegengift, das sich selbständig machen wollte. Wie alles Gute, mußten sie in Wien den Weg alles Schlechten gehen. Aber wenn sie die schwarze Pest selbst wären, so wünsche ich sie diesen Lichtbringern an den Hals!

Die Saalverweigerung

Im 'Strom', einer neuen sozialdemokratischen Zeitschrift, die von einem Volks— und einem Großmann herausgegeben wird, veröffentlicht Herr Hermann *Bahr* eines jener überflüssigen Tagebücher, die manche »nachdenkliche« Worte enthalten und manche, die mir nachgedacht sind. Eine Notiz handelt auch von mir:

Sankt Veit, 28. April. Aus einer Gerichtsverhandlung erfährt man: Karl Kraus, ein Schriftsteller, der mich nicht mag (ich ihn auch nicht sehr), hat in Wien vorlesen wollen, aber der Saal ist ihm verweigert worden, angeblich aus Angst, weil Kraus unbeliebt sei. Das ist doch eine solche Niedertracht, daß man darüber alles vergißt, womit er einen zuweilen geärgert haben mag. Saalsperre, einem Redner angedroht, weil man nicht seiner Meinung ist! Immer noch die alte pfäffische Methode: einmauern, wenn einer un bequem wird. Und der alte bürokratische Kniff der kleinen Perfidien. Aber die Freiheit des Wortes? Ich höre doch, daß dafür alle Schriftsteller mannhaft zusammenstehen.

Herr Bahr hat mir offenbar ein Geburtstagsgeschenk machen wollen. Ich lehne dankend ab. Es wäre unanständig von mir, die Genossenschaft des Herrn Bahr anzunehmen, weil er ihre Konsequenzen nicht bedacht hat. Er läßt sich leicht von seinem Temperament fortreißen, selbst an meine Seite, aber umso nötiger ist es, ihn zurückzuhalten. Ich kann auf seine Hilfe und die Hilfe der Schriftsteller, die er ermuntert, mannhaft für die Freiheit des Wortes zusammenzustehen, verzichten. Ich wäre wohl geliefert, wenn ich mit ihnen vereint gegen Saalbesitzer zu kämpfen hätte, und ich werde mit diesen allein besser fertig. Herr Bahr hat in der Geschwindigkeit wie die paar Cholerafälle in Venedig auch die Faktoren übersehen, unter deren Hochdruck die Saalbesitzer sich zur Sperre entschlossen haben. Es sind dieselben Kreise, von denen Herr Bahr erwartet, daß sie für mich mannhaft zusammenstehen. Denn es ist nicht der Staat, nicht die Regierung, nicht die Polizei, nicht die Gesellschaftsordnung, wovor sich die Herren Saalbesitzer fürchten: es ist die Presse. Das ist gerichtsordnungsmäßig festgestellt. Und nun denke der Herr Bahr, der allzuleicht entzündet ist und seit jeher eine gewisse Schwäche für mich hat — öffentlich mag er mich nicht sehr, aber heimlich schwärmt er für mich —, nun denke er einmal die Konsequenz aus. Er ist Heimarbeiter für die Herren Benedikt und Lippowitz, diese sind es, vor welchen sich die Herren Bösendorfer und Umlauf gefürchtet haben: würde er es ernstlich wagen, sich mit seinen Vorwürfen an die richtige Adresse zu wenden? Würde er in der Tagespresse, die ihm zur Verfügung steht, gegen die Schweinerei zu protestieren wagen? Und wenn es mutig wäre — wäre es auch anständig, in der Presse die Feigheit anzuklagen, die der Presse geopfert hat? Er hat sich genug damit geschadet, daß er für mich das Wort nahm. Gegen die zu sprechen, die es angeht, dazu wird er sich nicht hinreißen lassen. Sein Liberalismus hat ihm zum Wort »Saalsperre« sofort die Wendungen »pfäffische Methode«, »bürokratischer Kniff«, »Freiheit des Wortes«, »mannhaft zusammenstehen« assoziiert. Aber er hat vergessen, daß es sich nicht um Staat und Kirche handelt, sondern um Journalismus und Freimaurerei. Seine Kollegen, seine leiblichen Logenbrüder sind es, die zwei schlichte Geschäftsleute zu dem argen Schritt

vermocht haben, und der Papst, der den Segen gab, heißt Benedikt. Nehmen wir an, Herr Bahr hätte Autorität genug, um seine freisinnige Phantasie, die sich vergaloppiert hat, in den richtigen Stall zu führen. Aber wo käme er da hin? Er hat im Neuen Wiener Journal das Tiefste gesagt, was sich über das Postamt 94 sagen läßt. Würde er der Post einen Brief gegen das Neue Wiener Journal anvertrauen? Er spricht, wie wenn es die Aufhebung der Leibeigenschaft gälte. Aber es gilt die Stigmatisierung der Geisteigenen, wie ich die Kollegen des Herrn Bahr schon einmal genannt habe, ein Wort, das dann auch er in einem seiner nachdenklichen Tagebücher gebraucht hat. Diese Stigmatisierung besorge ich schon allein. Er meints ja gut und will mir zeigen, daß ers gut meint. Mannhaft zusammenstehen! Geh er mir, er ist ein Freigeist; sehe er zu, daß er es nicht gegen die Presse sei.

*

Am 27. April ist das folgende Urteil gesprochen worden ¹:

C XI 366/11/7

IM NAMEN SEINER MAJESTÄT DES KAISERS!

Das k. k. Bezirks—Gericht für Handelssachen Wien hat durch den k. k. Bezirksrichter Dr. Josef Kraus in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers in Wien, als Klägers, vertreten durch Dr. Emil Franzos, Hof— und Gerichts—Advokaten in Wien wider die prot. Firma Konzertbüro Emil Gutmann in München als Beklagte, vertreten durch Dr. Alfred Lederer, Hof— und Gerichts—Advokaten in Wien unter Nebenintervention der Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Wien, vertreten durch Dr. Ernst Schlesinger, Hof— und Gerichts—Advokaten in Wien, wegen Zahlung eines Schadenersatzbetrages von 1000 K s. A. auf Grund der mit beiden Parteien durchgeführten mündlichen Verhandlung zu Recht erkannt:

Der Klagsanspruch besteht seinem Grunde nach zu Recht. Die Entscheidung über die Prozeßkosten wird dem Endurteile vorbehalten.

TATBESTAND:

Nach dem einverständlichen Verbringen der Parteien hat der Kläger anfangs August v. J. mit der beklagten Firma die Vereinbarung getroffen, daß diese die Veranstaltung einer Vorlesung des Klägers im *Bösendorfersaale* übernehme. Die Beklagte verpflichtete sich in dieser Vereinbarung zur Tragung der Spesen (Saalmiete, Reklame etc.) und ließ sich als Entgelt für ihre Tätigkeit einen 25%igen Anteil an dem zu erwartenden Reingewinne zusichern. Als Termin der Vorlesung wurde später vom Kläger der 28. Dezember 1910 festgesetzt. Die Beklagte trat zum Zwecke der Vorbereitung der übernommenen Veranstaltung mit der Wiener Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Verbindung, von welcher sie am 9. August die Mitteilung erhielt, daß diese den *Bösendorfersaal* zur Abhaltung der geplanten Vorlesung für den 28. Dezember *festbelegt* habe. Am 9. September 1910 gab die Beklagte der Firma Albert Gutmann in Wien über deren Wunsch den Namen des Vortragenden bekannt. Am 25. November 1910 erhielt die Beklagte von der genannten Firma die Mitteilung, daß diese ihr den *Bösendorfersaal* für den projektierten Abend nicht über-

1 Die gesperrt gedruckten Stellen der beiden hier veröffentlichten Urteile sind im Original nicht unterstrichen. [KK]

Und gesperrter Text wird hier, wie überall in meinen KK—Texten kursiv formatiert.

lassen könne und zwar aus *Gründen*, »*die der Beklagten ja einleuchten*« werden. Zugleich bot sie der Beklagten zum Ersatze den kleinen Musikvereinssaal an. Die Gründe, aus welchen der Bösendorfersaal nicht zur Verfügung gestellt werden könne, erläuterte sie der Beklagten in einem späteren Schreiben dahin, *daß Herr Bösendorfer vermutlich die Besorgnis hege, sein Saal könnte mit Rücksicht auf das bekannte Verhältnis des Klägers zu der Wiener Journalistik im Falle der Abhaltung der geplanten Vorlesung späterhin von der Presse boykottiert werden*. Die Beklagte lehnte im Einvernehmen mit dem Kläger den Ersatzantrag entschieden ab und beharrte auf der Erfüllung des am 9. 8. 10 zwischen ihr und der Firma Albert Gutmann perfekt gewordenen Vertrages. Die letztgenannte Firma erklärte ihrerseits, sie könne ihre Zusage nicht einhalten, zumal der Bösendorfersaal von dessen Besitzer für den in Aussicht genommenen Termin *bereits anderweitig vergeben* worden sei. Indem nun die Beklagte sich und dem Kläger ausdrücklich die gerichtliche Geltendmachung von Ersatzansprüchen vorbehielt, akzeptierte sie nach neuerlicher Korrespondenz mit dem Kläger einen Antrag der Firma Albert Gutmann, demzufolge dem Kläger zur Abhaltung einer Vorlesung der *Uraniasaal* und zwar für den 6. 1. 1911 zur Verfügung gestellt werden sollte. Von dieser Abmachung setzte die Beklagte den Kläger mittels Schreibens vom 20. 12. 10 in Kenntnis, in welchem sie erklärte, daß die öffentliche Vorlesung des Klägers nunmehr im *Uraniasaal* am 6. 1. 1911 *definitiv stattfindet*. Am 29. 12. 10 wurde indes der Kläger von der Beklagten benachrichtigt, *daß auch die Verwaltung des Uraniasaales die Vorlesung nicht gestatte, weil sie sich selbst nicht Konkurrenz machen könne*. In gleichem Sinne war die Beklagte tags zuvor von der Firma Albert Gutmann in Wien benachrichtigt worden. Obwohl nun der Kläger auf das Nachdrücklichste betonte, daß er sein vertragsmäßig erworbenes Recht unter keinen Umständen aufgeben und obwohl die Beklagte dies der Firma Albert Gutmann in Wien mitteilte, erklärte diese, an dem Sachverhalt nichts ändern zu können; die Beklagte teilte dem Kläger demnach mit, daß die Vorlesung auch im Uraniasaale nicht stattfinden könne. Kläger forderte nun die Beklagte auf, gegen die Schuldtragenden klagbar vorzugehen, was die Beklagte anfangs zusicherte, später jedoch verweigerte.

Aus diesem Sachverhalt leitet Kläger den Anspruch auf Ersatz des ihm durch das Unterbleiben der geplanten beiden Vorlesungen erwachsenen Schadens ab und beziffert diesen Schaden unter Hinweis auf den Gewinn, der sich aus den beiden Vorlesungen ergeben hätte, mit 1000 K.

Kläger beantragt somit Verurteilung der Beklagten zur Zahlung des Betrages von 1000 K samt 6 % Zinsen vom Klagstage und zum Ersatze der Prozeßkosten.

Die Beklagte, welche dem oben dargestellten einverständlichen Parteivorbringen lediglich beifügte, sie habe die Klage gegen die Firma Albert Gutmann in Wien und gegen die Besitzer des Uraniasaales nur deshalb nicht erhoben, weil sie zur Fundierung dieser Klagen vorerst die Feststellung einer ihr obliegenden Schadenersatzpflicht für notwendig erachtete, bestritt den Klagsanspruch aus rechtlichen Gründen. Sie wies darauf hin, daß sie durch den

Abschluß der für die Veranstaltung notwendigen Verträge alles vorgekehrt habe, was sie in ihrem Wirkungskreise zu tun vermochte, und daß die unberechtigte Weigerung der Saalbesitzer für sie eine nachträglich eingetretene Unmöglichkeit der Leistung im Sinne des § 1447 a. b. G. B. begründe, die sie von jeder weiteren Verbindlichkeit befreie.

Beklagte beantragt daher kostenpflichtige Klagsabweisung.

Die Verhandlung war vom Gerichte auf den Grund des erhobenen Schadenersatzanspruches eingeschränkt worden.

ENTSCHEIDUNGSGRÜNDE:

Nach Inhalt des zwischen den beiden Streittheilen bestehenden Vertrages war die Beklagte verpflichtet, alle Veranstaltungen zu treffen, die es dem Kläger ermöglicht hätten, die geplante Vorlesung abzuhalten. Zu den Pflichten der Beklagten gehörte, wie ja einverständlich festgestellt erscheint, nicht bloß die Miete des in Aussicht genommenen Saales einschließlich der Vorsorge für den üblichen Saaldienst, sondern auch die Veranstaltung der erforderlichen Reklame, der Kartenverkauf usw. Diese Vertragspflicht der Beklagten brachte es naturgemäß mit sich, daß sie genötigt war, zur Erreichung des erwähnten Zweckes mit dritten Personen in Verhältnissen zu treten. Es konnte nun unmöglich der Wille der Parteien sein, daß die Beklagte von jeder weiteren Haftung und Verantwortung frei sei, wenn sie von diesen ihrerseits zur Mitwirkung berufenen Personen *aus welchen Gründen immer im Stiche gelassen würde*. Hierdurch hätte sich der Kläger *der Laune und Willkür dritter*, an dem Verträge unbeteiligter und dem Kläger möglicherweise ganz unbekannter Personen ausgeliefert. Der zwischen den Parteien abgeschlossene Vertrag läßt sich vielmehr vernünftigerweise nur dahin auslegen, (§914 a. b. G. B.), daß die Beklagte nicht etwa bloß *ihre Verwendung* bei dritten Personen, sondern die Leistung eines bestimmten Erfolges zugesichert habe. Die Beklagte beruft sich nun allerdings auf die Bestimmung des § 1447 a. b. G. B. und behauptet, es sei ihr die Erfüllung ihrer Vertragspflicht nachträglich ohne ihr Verschulden unmöglich geworden. *Eine solche Unmöglichkeit liegt aber im konkreten Falle nicht vor*. Eine solche Annahme würde weder dem Sinne der zitierten Gesetzesstelle, noch auch dem nach Treu und Glauben auszulegenden Vertragswillen der Parteien entsprechen. Im § 1447 a. b. G. B. ist, wie die Worte »zufällig« und »Zufall« beweisen, *nur an solche Ereignisse gedacht, deren Verhinderung außerhalb der Willenssphäre des Schuldners und der von ihm zur Mitwirkung berufenen dritten Personen* gelegen ist, und auch der oben erörterte Wille der Parteien führt zu dem zwingenden Schlusse, daß die Beklagte das Verschulden ihrer Mittelspersonen unbedingt zu vertreten hat. Bei dieser Auffassung ist es zwar nicht wesentlich, aber immerhin beachtenswert, daß die Beklagte in der Lage war, auf den Willen jener Mittelspersonen einzuwirken; sie hätte durch eine im voraus getroffene Vereinbarung hoher Konventionalstrafen, oder nachträglich durch die schleunige Erhebung einer Feststellungsklage dem *Vertragsbruche dieser Personen sicherlich mit Aussicht auf Erfolg entgegenwirken können*.

Nach dem Gesagten hätte sich die Beklagte also nur dann mit Grund auf die Unmöglichkeit der Leistung berufen können, *wenn etwa ein Elementarereignis, eine öffentliche Kalamität, eine unvorhergesehene behördliche Verfügung oder dergleichen* die Erfüllung des Vertrages verhindert hätte.

Da die Beklagte somit den Befreiungsgrund des § 1447 a. b. G. B. für sich nicht in Anspruch nehmen kann, hat sie gemäß § 881 a. b. G. B. für den versprochenen Erfolg einzustehen und ist nach § 1295 a. b. G. B. dem Kläger ersatzpflichtig. Aus diesen Erwägungen war der Klagsanspruch seinem Grunde nach als zu Recht bestehend anzuerkennen.

K. K. Bezirksgericht für Handelssachen Wien, Abt. XI
am 27. April 1911.

L. S.

Dr. Kraus m. p.

Preßfurcht gehört also nicht zu den im § 1447 gemeinten Befreiungsgründen. Die Presse ist zwar ein Elementarereignis, eine öffentliche Kalamität oder dergleichen, ihr Wunsch ist zwar eine behördliche Verfügung, aber all das nur metaphorisch. Dieses Urteil, durch welches der Vertragsbruch der Saalbesitzer und ihre Motive festgestellt sind, ist in der Wiener Tagespresse mit Ausnahme der Arbeiterzeitung verschwiegen worden.

Nach der zweiten Verhandlung, die am 19. Juni stattgefunden hat und in der die Wiener Firma Albert Gutmann allein Beklagte war, ist das folgende Endurteil schriftlich ergangen:

C XI 366/11/11

IM NAMEN SEINER MAJESTÄT DES KAISERS!

Das k. k. Bezirksgericht für Handelssachen Wien hat durch den k. k. Bezirksrichter Dr. Josef Kraus in der Rechtssache des Karl Kraus, Schriftstellers, Wien als Klägers, vertreten durch Dr. Emil Franzos, Hof— und Gerichtsadvokaten in Wien wider die prot. Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Wien, Beklagte, vertreten durch Dr. Eduard Schlesinger, Hof— und Gerichtsadvokaten in Wien, wegen Zahlung von 1000 K s—N. G. auf Grund der mit beiden Parteien durchgeführten mündlichen Verhandlung und auf Grund des rechtskräftigen Zwischenurteiles vom 27.4. 1911, G. Z. C XI 366/11/7 zu Recht erkannt:

Die beklagte Firma Konzertdirektion Albert Gutmann in Wien ist schuldig, dem Kläger den Betrag von 1000 K samt 6 % Zinsen vom 10. 3. 1911 sowie die mit 334 K 73 h bestimmten Prozeßkosten binnen 14 Tagen bei Exekution zu bezahlen.

TATBESTAND:

Die Beklagte wendete ein: — — Was nun den vermutlichen Reinertrag der Vorlesung anbetrifft, so sei in erster Linie zu berücksichtigen, daß die mit dem Kläger vereinbarten Vorlesungstermine (28.12. 1910 und 6.1. 1911) in eine Zeit fielen, die erfahrungsgemäß für den Besuch von Vorträgen *äußerst ungünstig* sei.

Weiters komme in Betracht, daß für die Vorlesung im Uraniasaal bis zum 31.12. v. J. tatsächlich *nur 2 Karten verkauft* worden seien, obwohl die Vorlesung im Konzertprogramm der bedeutendsten Tagesblätter Wiens vom 25.12.1910 (Sonntag) angekündigt war. Eine weitere Nachfrage habe überhaupt nicht stattgefunden.

Endlich sei es aber eine jedem Sachverständigen bekannte Tatsache, daß es *keinem Vortragenden möglich sei, in einer Saison 3 Säle zu füllen*. Wenn nun Kläger durch die Vorträge im Akademischen Verband für Literatur und Musik wirklich den oberwähnten Reinertrag erzielt habe, sei er nicht geschädigt; denn für den Fall des Stattfindens der vereitelten Vorlesung wären eben die Vorlesungen im A. V. f. L. u. M. nicht abgehalten worden oder nicht besucht gewesen. Dazu komme noch, daß diese späteren Vorlesungen Veranstaltungen eines Vereines gewesen seien und daß *die Vereinsmitglieder zur Füllung des Saales erheblich beigetragen hätten*.

Bezüglich der vom Kläger aufgestellten Reinertragskalkulation bemerkte die Beklagte, daß der Bösendorfersaal einen Fassungsraum von 518 Personen, der Uraniasaal einen solchen von 570 Personen habe. Die Bruttoertragsziffern gibt die Beklagte für den Bösendorfersaal, u. zw. bei der höheren Preisskala (10, 6, 4, 2 K) mit 2300 K, bei der niederen Preisskala (6, 4, 2, 1 K) mit 1408 K, für den Uraniasaal bei der vereinbarten niederen Preisskala mit 1694 K an. Hierbei seien allerdings jedesmal *40 Referentensitze zum normalen Preise von ca. 200 K* nicht in Rechnung gezogen, da es bei allen Veranstaltungen üblich sei, so viele Referentensitze auszusenden. — — — —

— — — — Bezüglich der angeblichen ungünstigen Vortragstermine verweist Kläger schließlich auf den Brief der Gegenseite vom 3. 8. 1910 (Beilage 2), in dem die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr als *»für eine Vorlesung nicht ungünstig«* bezeichnet wird. — — — —

— — — — Der Zeuge Dr. Max Sokal, Präsident des Akademischen Vereines für Literatur und Musik, gab an:

Die Vorlesungen des Klägers in unserem Verbands fanden am 1. 2., 7. 3. und 15. 5. d. J. im Festsäle des Ingenieur- und Architektenvereines statt. Die Preise der Plätze betragen 10, 6, 4, 2, 1 K. Vereinsmitglieder hatten bloß den halben Preis zu zahlen.

Doch waren die beiden ersten Vorlesungen trotz der von der Vereinsleitung im Vereine gemachten Reklame *nur von sehr wenigen Vereinsmitgliedern besucht*; meiner Schätzung nach dürften den beiden ersten Vorlesungen nur etwa je 20 Mitglieder beigewohnt haben.

An dem Besuche der dritten Vorlesung beteiligten sich die Vereinsmitglieder auffallend zahlreich, wodurch auch das finanzielle Ergebnis beeinträchtigt wurde. Das Bruttoergebnis der ersten und zweiten Vorlesung bezifferte sich auf ca. 1300 K, resp. 1250 K. Nach Abzug der Spesen verblieben rein je 1000 K. Die dritte Vorlesung, die zu wohltätigem Zwecke stattfand, und bei der kleinere Preise festgesetzt waren, hatte ein Bruttoerträgnis von ca. 700 K aufzuweisen.

Es waren alle drei Vorlesungen ausverkauft, der Saal sogar derart überfüllt, daß einzelne Sitzplätze improvisiert werden mußten.

Der Kartenverkauf wurde für alle 3 Abende durch das Konzertbüro Kehlendorfer besorgt und es wurde mir von diesem berichtet, daß *der Verkauf jedesmal erst in den letzten 2 — 3 Tagen rapid* vor sich gegangen sei, während er in der früheren Zeit flau gewesen war.

Ich bemerke schließlich, daß ich vom Kläger die Zusage, einen Vortrag in unserem Verbands zu halten, schon zu einer Zeit erhalten hatte, als das Projekt des Vortrages im Bösendorfersaal noch aufrecht bestand.

ENTSCHEIDUNGSGRÜNDE

Das Gericht hat die durch die Aussage des Zeugen Dr. Max Sokal dargelegten Umstände für erwiesen angenommen; dies deshalb, weil dieser an dem Rechtsstreit materiell ganz uninteressierte Zeuge durch die ruhige und überlegte Art seiner Aussage, sowie durch den Gesamteindruck seiner Persönlichkeit einen begründeten Anspruch auf vollen Glauben erworben hat. Auf Grund dieses Beweisergebnisses, sowie der zum Teile übereinstimmenden Parteienangaben gelangte das Gericht zu folgender rechtlichen Beurteilung der Streitsache:

Die erste von der Beklagten erhobene Einwendung gegen die Berechtigung des vom Kläger geltend gemachten Schadenersatzanspruches, die dahin geht, der Kläger hätte keinesfalls das Recht, den Gewinstentgang aus 2 Vorlesungen, sondern höchstens jenen aus einer Vorlesung zu beanspruchen, erschien dem Gerichte völlig belanglos. Da das Gericht nämlich zu dem Schlusse gelangte, daß schon die Vereitelung der ersten Vorlesung den Klagsanspruch in vollem Umfange rechtfertigt, so entfällt jede weitere Erörterung dieses Streitpunktes.

Die Einwendung der Beklagten, daß der Kläger weder am 28. 12. 1910 noch auch am 6. 1. 1911 hätte auf ein volles Haus rechnen können, weil diese Zeit für die Veranstaltung von Vorträgen äußerst ungünstig sei, ist unstichhaltig. Erstens steht diese Behauptung mit der brieflichen Mitteilung der Beklagten ddto. 25. 11. 1910 (Beilage 2) wie der Kläger mit Recht hervorhob, in einem unvereinbaren Widerspruch; dann aber läßt sie, selbst wenn sie wahr wäre, auf den vorliegenden Streitfall keinerlei entscheidende Schlußfolgerung zu. Denn, da der Kläger bekanntlich in Wien eine große Gemeinde besitzt, da es ihm erwiesenermaßen gelungen ist, in einer Saison 3 volle Säle zu erzielen, das letztemal überdies zu einer Jahreszeit, die nicht gerade zum Besuche von Vorlesungen verlockt, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er selbst im ungünstigsten Zeitpunkte der Saison zumal für die erste Vorlesung ein volles Haus erzielt hätte.

Der Umstand, daß für die Vorlesung im Uraniasaal zwischen dem 25. und 31. 12. 1910 nur eine Nachfrage nach 2 Karten stattgefunden hat, läßt gleichfalls auf die Frage nach dem vermutlichen Besuch der bei Bösendorfer projektierten Vorlesung keinerlei Schlüsse zu. Erstens hat der Zeuge Dr. Max Sokal erklärt, daß auch bei den im Akademischen Verbands für Literatur und Musik stattgehabten Vorlesungen des Klägers der Kartenverkauf erst in den letzten 2 — 3 Tagen vor jeder Vorstellung flott vor sich gegangen sei, dann aber wiegt die erwiesene Tatsache des Andranges zu diesen 3 späteren Vorlesungen des Klägers so schwer, daß dem von der Beklagten erwähnten Symptom (*seine Wahrheit vorausgesetzt*) keinerlei Bedeutung beigemessen werden kann. Schließlich betrifft gerade diese Einwendung der Beklagten wie erwähnt nicht die Vorlesung im Bösendorfer—, sondern jene im Uraniasaal.

Da aber nur die Vereitelung der ersten Vorlesung zur Begründung dieser Entscheidung herangezogen wird, so muß hier betont werden, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, in welchem Saale eine künstlerische Veranstaltung stattfindet. Abgesehen von den Anforderungen der Akustik und Ästhetik und abgesehen von den in Betracht kommenden Entfernungen, spielt auch der scheinbar bedeutungslose Umstand, welchen künstlerischen Darbietungen ein bestimmter Saal in der Regel dient und aus welchen Gesellschaftsschichten sich das Publikum dieser Veranstaltungen zusammensetzt, eine wichtige Rolle.

Die Behauptung der Beklagten, daß kein Vortragender imstande sei in einer Saison 3 Säle zu füllen, wird durch die Aussage des Zeugen Dr. Sokal schlagend widerlegt; gerade aus dieser Zeugenaussage aber erhellt, welchen problematischen Wert der von der Beklagten zu diesem Punkte angebotene Sachverständigenbeweis hat. Die Konklusion, daß der Kläger sich durch die Veranstaltung der 3 Vorlesungen im Akademischen Verbands für Literatur und Musik für den Ausfall der beiden vereitelten Vorlesungen gewissermaßen »gedeckt« habe und daher keinen Schaden erleide, ist eine geradezu willkürliche Kombination. Wenn es dem Kläger gelungen ist, 3 volle Säle im Februar, März und Mai zu erzielen, so ist doch der Schluß, es wäre ihm derselbe Erfolg auch im Dezember beschieden gewesen, weit naheliegender, als die gewaltsame Schlußfolgerung der Beklagten.

Da also mit Grund angenommen werden kann, daß die erste vom Kläger angekündigte, durch das Verschulden der Beklagten vereitelte Vorlesung einen vollbesetzten Saal erwarten ließ, so handelt es sich nur mehr darum, ob die Schadensziffer rein rechnermäßig richtig kalkuliert ist.

Was nun diesen letzten Streitpunkt anbelangt, so gibt ja die Beklagte selbst zu, daß unter Zugrundelegung der höheren Preisskala bei ausverkauftem Haus ein Bruttoertrag von 2300 K und mit Rücksicht auf die Spesenziffer per 750 K ein Nettoertrag von ca. 1500 K zu erwarten gewesen wäre. Wird nun hiervon der der Konzertunternehmung Emil Gutmann in München zugesicherte 25 % Gewinnanteil in Abrechnung gebracht, so resultiert für den Kläger noch immer ein Betrag von mehr als 1000 K. Daß Kläger berechtigt war, die Preishöhe der einzelnen Sitzkategorien zu bestimmen, gibt die Beklagte gleichfalls zu. Da der Kläger dem Akademischen Verbands für Literatur und Musik diese höheren Preise vorgeschrieben hat und trotzdem den bereits erwähnten Erfolg zu verzeichnen hatte, so ist es nicht abzusehen, warum die gleiche Preisskala im Bösendorfersaal den Besuch hätte beeinträchtigen sollen. Außerdem ist aber nicht zu übersehen, daß die Beklagte bei ihrer Ertragsberechnung für *Referentensitze* einen Betrag von ca. 200 K in Abzug bringt; *nun ist es jedem in die Verhältnisse der Wiener Journalistik halbwegs Eingeweihten klar, daß der Kläger die Versendung solcher Referentensitze nicht nur für zwecklos befunden, sondern wahrscheinlich gar nicht geduldet haben würde.* Durch diese Erwägungen ergibt sich, daß die vom Kläger angesprochene Schadenssumme tatsächlich hinter jener Ertragsziffer zurückbleibt, auf welche er bei voll ausverkauftem Saale hätte rechnen können. Schließlich ist es ja einleuchtend, daß die Be-

rechnung des aus einem künstlerischen oder wissenschaftlichen Unternehmen erhofften Gewinnes niemals mit mathematischer Präzision wird erfolgen können; für diesen und ähnliche Fälle trifft das Gesetz im § 273 Z. P. O. Vorsorge und setzt das richterliche Ermessen an die Stelle strikter Beweise. Wiewohl nun die Schadensziffer, die der Kläger anspricht, durch die obigen Darlegungen gerechtfertigt erscheinen dürfte, ist es vielleicht doch zweckmäßig, auch noch darauf hinzuweisen, *daß ein so eklatanter Vertragsbruch, wie jener, den die beklagte Firma zu verantworten hat, es rechtfertigt, wenn bei Bemessung der Schadenersatzsumme liberal und nicht pedantisch und engherzig vorgegangen wird.* Dem Klagebegehren wurde somit vollinhaltlich stattgegeben. Der Ausspruch über die Prozeßkosten gründet sich auf § 41 Z. P. O., wobei jedoch bemerkt wird, daß die bis zum 6. 3. d. J. aufgelaufenen, in das Kostenverzeichnis aufgenommenen Kosten nicht liquidiert werden konnten, weil sie lange vor Erhebung der Klage entstanden sind, zur außergerichtlichen Beilegung des Streites vielleicht zweckdienlich, zur Prozeßführung aber keinesfalls notwendig waren und daher nicht als Prozeßkosten im Sinne des Gesetzes angesehen werden können.

K. k. Bezirksgericht für Handelssachen Wien, Abt. XI
am 21. Juni 1911. L. S. Dr. Kraus m. p.

Wenn sich nun das Wiener Konzertbüro an den Saalverweigerern schadlos hält, werden diese hoffentlich an die Concordia herantreten. Preßfurcht ist kostspielig. Freilich könnte die Concordia einwenden, daß den Saalbesitzern ein noch viel größerer Schaden entstanden wäre, wenn sie mir den Saal überlassen hätten. Und schließlich: die Wiener Presse hat in ihrem Leben schon mehr erpreßt als tausend Kronen.

Der kleine Pan stinkt noch ¹

Herr Alfred Kerr hat am 1. Juli das folgende erscheinen lassen:

Vive in bagatelle!
Swift

CAPRICHIOS

I.

Herr Kraus (Wien) sucht fortgesetzt aus unsren Angelegenheiten Beachtung für sich herauszuschlagen. Mehrere suchten, die Schmierigkeit aus ihm herauszuschlagen. Erfolglos. Ich stellte neulich anheim, Kraus nicht mehr zu ohrfeigen. Es lag darin kein Werturteil über Unberechtigung der früheren Backpfeifen; nur über die Unberechtigung des Aufwands. Ein wandelndes Museum für Tachteln. Seit ihm zugesichert wurde, daß er ausnahmsweis jetzt keine kriegt, beunruhigt ihn die Gewohnheitsstörung: es fehlt ihm was.

Ohrfeigen sind aber kein Argument. Selbst dann sind sie es nicht, wenn einer so oft; von Männern wie von Frauen abwechselnd wel-

¹ Siehe »Der kleine Pan ist tot« (Nr. 319/20, »Der kleine Pan röchelt noch« (Nr. 321/22) und »Der kleine Pan stinkt schon« (Nr. 324/25). [KK]

che bekam, daß auf der Wange die Inschrift »Hier blühen Rosen« stehen kann — und die Sitzgelegenheit, gewissermaßen, ein Bertillonisches Archiv geworden ist.

Selbst für kleine Verleumder sind Ohrfeigen kein Argument. Darum sollen seine Backen Ferien haben: mag ihn schon der fremde Zustand — ohne Entziehungskur — aufregen. Ecco.

(Er bekam die einleitende seiner Ohrfeigen, als er Privatsachen, die reine Privatsachen waren, ohne jedes Recht besabberte.)

II.

Dem kleinen Kraus (welcher kein Polemiker ist, sondern eine Klette), soll im übrigen gelassen werden was er nicht hat. Blieb ihm die Gabe des Schreibens auch verwehrt (*caccatum non est dictum*), so weiß er doch, Reportermeldungen auf der fünften Seite des Wochenblatts für Leitomischl und Umgegend mit vernichtender Schärfe zu beleuchten.

Er hat sich aber, infolge des Hinweises auf seine tatsächlich vorhandene Dummheit, zur Niederschrift von Afforismen bewegen lassen (weniger einem Drange des Intellekts folgend, als um die Abwesenheit seines Intellektmangels darzutun), — Kitsch, mit der Hand gefertigt, dessen Arglosigkeit sich in mechanischer Umdrehung äußert, in mechanischer Gegensätzelei, in Geistesschwäche mit »scharfsinniger« Haltung oder »menschenfeindlicher« Haltung; etwan: »Ich bleibe gebannt stehen, weil die Sonne blutrot untergeht wie noch nie, und einer bittet mich um Feuer.« Nietzsche. Mehr sag ich nicht.

»Ich verfolge einen Gedanken, der soeben um die Straßenecke gebogen ist, und hinter mir ruft's: 'Fia—ker!'« Tja, die einsamen Seelen. Das san halt dö Plag'n vun an Denker.

Falls nun die Plage der Selbstverachtung hinzutritt? (Er äußert: »Mir sind alle Menschen gleich, überall gibt's Schafsköpfe und für alle habe ich die gleiche Verachtung.«)

Nett, wenn er das Publikum betriebsam auf seinen abseitigen Weltekel aufmerksam macht. Oder wenn er (in belästigender Weise) die Leute fortwährend anruft, er wolle nicht von ihnen beachtet werden.

Grundcharakter: Talmi plus Talmud. Sein St ... Sti ... Stil besteht aus zwei getrennten Nachahmungen: er verdünnt seinen Landsmann Spitzer und äfft Harden; Herr Kraus leidet an doppelter Epigonorrhöe. Er fälscht gewiß nicht — er geht nur in Irrungen ziemlich weit, so daß der alte Berliner Scherz »Karlchen hat wieder mal gelogen« — und zwar in der dümmsten schlichtesten spaßlosesten Weise glatt gelogen, erfunden, geschwindelt um einen Augenblickshalt zu haben, weil er sich auf die Großmut und Gleichgültigkeit seiner Gegner verläßt ... dieser Satz kommt nie zu Ende; wollte sagen: so daß der alte Berliner Scherz »Karlchen hat wieder mal gelogen« gewiß nicht ohne weiteres für ihn zur Beleuchtung dient ... Was Epimenides über Kreta äußert, paßt nicht, weil Kraus von der Insel Mikrocephalonia stammt.

III.

»Die Art, wie sich die Leute gegen mich wehren ... « Saphirle. Komm mal ran ...

IV.

Ganz wie ein Tuchreisender, der weiß, was er der Gegenwart nietzschig—kitschig schuldet, in der Abwehr gegen Demokratis-
mus. Ein Einsamer und ein emsiger Menschenfeind wird doch
nicht ...

Daß man demokratische Freiheit nicht in der Welt für das Höchste
zu halten braucht, Knirps, aber jetzt für etwas Wichtiges in
Deutschland; daß hierfür zu fechten ein Opfer ist (wie es eine Lust
Ist): das wirst Du nicht begreifen, — schale Haut.

Deine Sektion ergibt zwei Kleingehirne. Was Du kannst, schale
Haut, ist einen Reporter lustig beschämen; den Schnatterstil des
Herrn Harden glänzend nachtäuschen (später auch bewußt, mit
einer Kennerschaft, die ulkig, aber peinlich ist); Du kannst für
freie Geschlechtsübung Banalheiten äußern — und bist ein dum-
mes Luder, das nie mit sich allein war. Oft ein amüsanter Spaß-
bold —: aber ein entsetzlich dummes Luder.

Nun lauf' — und präge Dir ein leichtes Capricho—Lied hinter die
oft strapazierten Ohren:

V.

Krätzerich; in Blättern lebend,
Nistend, mistend, »ausschlag«—gebend.
Armer Möchtegern! Er schreit:
»Bin ich ä Perseenlichkeit ... !

Wie der Sabber stinkt und stiebt,
Wie sich's Kruppzeug Mühe gibt!
Reißen Damen aus und Herrn,
Glotzt der arme Möchtegern.

Vor dem Duft reißt mancher aus,
Tachtel—Kraus. Tachtel—Kraus,
Armes Kruppzeug — glotzt und schreit:
»Bin ich ä Perseenlichkeit ... !«

ALFRED KERR

Es ist das Stärkste, was ich bisher gegen Herrn Kerr unternommen
habe. Gewiß, die drei Aufsätze haben einige Beachtung gefunden. Was aber
bedeutet aller Aufwand von Kraft und Kunst gegen die spielerische Technik
des Selbstmords? Gewiß, ich habe ihn in die Verzweiflung getrieben; aber er,
er hat vollendet. Ich habe ihn gewürgt, aber er hat sich erdrosselt. Mit der
wohlfeilsten Rebschnur, deren er habhaft werden konnte. Es ist mein Ver-
hängnis, daß mir die Leute, die ich umbringen will, unter der Hand sterben.
Das macht, ich setze sie so unter ihren Schein, daß sie mir in der Vernichtung
ihrer Persönlichkeit zuvorkommen. Von mir geschwächt, beginnen sie mit sich
zu raufen und ziehen den Kürzern. So einer zerreißt aus Gram sein Kleid, von
dem die andern geglaubt haben, es sei etwas dahinter. Einer, zu dem man
sprechen mochte: du bist wie eine Blume, versetzt sich einen so vehementen
Rippenstoß, daß es aus ist und geschehen. Nicht wiederzuerkennen. Was hat
Herr Kerr nur gegen sich? Wie geht das zu, daß einer, der noch wenige Wo-
chen, bevor ich ihn tadelte, mich gerühmt hat, plötzlich einen epileptischen
Anfall auf mich verübt? Ich fürchte, er war kein Charakter, es muß ihm ir-

gendwie die geistige Beharrlichkeit vor Gemütseindrücken gefehlt haben, er war am Ende nicht das, was man im Tiergartenviertel eine Perseenlichkeit nennt. Ich glaube, daß ein kleines Schreibtalent — ich bin gegen ihn viel gerechter als er gegen mich — völlig aus der Fassung gerät, wenn ihm etwas passiert ist. Es sagt nicht nur dummes Zeug, sondern sagt es auch schlecht. Wie geht das nur zu, daß einer, der ehemals doch bis zu einem gewissen Grad ein ganz geschickter, manchmal recht zierlicher Feuilletonist war, in dem Augenblick, wo ich seinen Geist aufgabe, mich sofort darin bestärkt? Er stirbt mit einer Lüge auf den Lippen. Er glaubte kein Wort von dem, was er gegen mich sagen mußte. Er schätzte mich hoch, hat sich über mich nicht nur öffentlich anerkennend geäußert — das würde nichts beweisen —, nein, auch hinter meinem Rücken, enthusiastisch — das würde nichts beweisen —, nein, mit einigem Verständnis von mir gesprochen. Aber es widerfuhr ihm, nicht den Glauben an mich, sondern den an sich zu verlieren, und ich bin nur das Opfer seiner Verzweiflung. Immer ist das so. Kein Wort von dem, was sie gegen mich sagen, glauben jene stillen Verehrer, die ich plötzlich laut anspreche, oder die vielen Literaturgeliebten, die sich vernachlässigt fühlen. Feuilletonschlampen mit mehr oder weniger Talent reagieren immer so. *La donna e mobile. Ecco.* Ich bin auf einmal ganz klein, ekelhaft und kann nicht schreiben, weil ihnen alles gefallen hat bis dorthin, wo ich gegen sie geschrieben habe. Wurde so ein zwar überschätzter, aber zweifellos befähigter Leser wie dieser Kerr über mich gefragt, so sagte er Kluges. Und hatte er's nicht von sich, so war er doch wieder belesen und informiert genug, um zu wissen, daß er sich blamieren würde, wenn er mich für einen so unbedeutenden Schriftsteller hielte, wie ich ihn. Er wußte ganz gut, daß das nicht geht, daß das heute in Deutschland keiner der andern Männer tut, an die man glauben muß, und daß es lächerlich ist, jenes Klischee der Geringschätzung gegen mich zu werfen, dessen sich heute selbst der Reporter schämt. Ich brauche keine Enquete, um mir das versichern zu lassen, schon ist das Urteil zum Urteil über den geworden, ders spricht. Sollte man Herrn Kerr nach dem Spruch beurteilen, ich fürchte, er käme nicht auf die Nachwelt, wenn ihn je sein kurzer Atem so weit getragen hätte. Er kanns nur mehr durch mich erreichen. Ich habe schon so viele arme Teufel als Zeitübel perspektivisch genommen — Herr Kerr verstand das nur nicht —, daß es mir auf einen mehr oder weniger nicht ankommt. Ich fürchte, er kommt auf die Nachwelt! Gänzlich unvorbereitet, wie er ist, mit Haut und Haaren. Er muß sogar schon dort sein, denn ich sehe ihn nicht mehr. Unheimlich rasch gehen die Verwandlungen. Gestern hat er noch Barrikaden gebaut, heute sitzt er mir schon als Fliege auf der Nase. Ich töte keine Fliege, es könnte in ihr die Seele eines Ästheten sein und dann wäre es eine Herzensroheit. Was bleibt mir übrig gegen ihn zu tun als ihn zu bedauern? Soll ich einen, der, wofern er lebt, sich kärglich als Desperado durchbringen muß, vor Gericht schleppen? Weil es einmal möglich wäre, feststellen zu lassen, daß ich nie den Mist des Privatlebens gekerrt habe — man sieht, auch im schäbigen Kalauer bin ich ein Epigone —, sondern: daß einer, der Karriere machen wollte, mich vor fünfzehn Jahren für eine Verspottung seines schlechten Deutsch überfiel, dafür abgestraft wurde und später mit bewußter Mißdeutung eines völlig harmlosen Satzes verbreitet hat, er, der Kommis, habe sich einer Ritterpflicht entledigt. Zwei weitere Gerichtsurteile würden die Neugier der Feuilletonbagage befriedigen: über zwei Attacken, denen ich in den zwölf Jahren der Fackel ausgesetzt war: von einem Instrument der Concordiarache, das später in Reue vor mir erstarb, und von einem Betrunkenen, dem das Gericht erster Instanz einen Monat Arrest gab. Soll ich wirklich einen vierten Prozeß — zwei strengte der Staatsanwalt für mich an — herbei-

führen, um einem toten Reklamehelden wie Herrn Kerr Gelegenheit zu geben, für eine Woche aufzuerstehen und eine Woche zu sitzen? Soll ich mir die maßlose Distanz zwischen meinem Leben und dem Niveau, auf dem man in Ehren besteht und auf dem ich in Ehren bestehen könnte — größer als die Distanz zwischen diesem Niveau und der Fratze, die Herr Kerr aus mir macht — amtlich bestätigen lassen? Es ist überflüssig; und was liegt solchem Pack an einer Verurteilung, wenn nur von der ihm blutsverwandten Tagespresse meine drei Überfälle in fetten Titeln annonciert würden! Es ist lästig; und wiewohl es nichts gibt, was ich zu verbergen habe, räume ich doch nur mir das Recht ein, darüber zu sprechen. Auch bin ich lieber Angeklagter. Und sage darum Herrn Kerr, daß nur ein so revolutionärer Feigling wie er, nur ein so ganz mißratener Demokrat wie er, nur ein so von allen guten Geistern des Takts und des Geschmacks verratener Angeber eines Polizisten wie er, auf den Einfall geraten konnte, mir die Feigheit derer zum Vorwurf zu machen, die sich an mir vergriffen haben. Daß aber auch nur ein so vollkommener Ästhet, dem der Vollbart schon den Blick für das Leben überwachsen hat, nicht merken kann, daß dreihundert Überfälle nichts gegen meine Ehre beweisen müßten, dreihundert Beulen nichts gegen mein Recht, dreihundert Kopfwunden nichts gegen meinen Kopf. Und alle zusammen nichts gegen meinen Mut. Die Überumpelung eines Kurzsichtigen spricht nicht einmal gegen seine Muskelkraft — er wäre zur Not instande, einen Impressionisten zu ohrfeigen — : sollte sie sein Werk herabsetzen können? Hätte Herr Kerr Unrecht gegen Herrn Sudermann, wenn dieser anstatt über die Verrohung der Kritik zu klagen, einen Roheitsakt an ihm vollzogen hätte? Hat Herr Kerr recht gegen Herrn v. Jagow, weil dieser ihn nicht geohrfeigt hat? Und ist es erhört, daß einer, der bisher wenigstens in einem Theaterparkett geduldet wurde, seine Wehrlosigkeit vor dem geistigen Angriff in die Infamie rettet, die brachiale Überlegenheit anderer anzurufen? Man wird Mühe haben, eine hochgradige Gemütserschütterung als mildernden Umstand auszulegen, um zu sagen, dieser Herr Kerr sei im Grunde besser als die Kreuzung von einem Schulbuben und einem Schandjournalisten, zu der er sich jetzt verurteilt hat. Er darf nicht wissen, daß er das Häßlichste niedergeschrieben hat, was die Meinung der von mir gepeitschten Mittelmäßigkeit auf Lager hält, er muß sich seine völlige Unverantwortlichkeit ärztlich bestätigen lassen — sonst ist es ausgeschlossen, daß er die Hand, die diese Feder geführt hat, jemals noch reuelos betrachtet. Gegen den Wert meiner Leistung kann sie nichts ausrichten. Daß er mich unterschätzt, beweise ich durch jeden Satz, den ich über ihn schreibe. Aber wenns mir selbst nicht gelänge, wenn ich wirklich das dümmste Luder wäre, das je mit fremder Eigenart Aufsehen machen wollte: daß ich ihn nicht unterschätze, beweist er durch jeden Satz, den er über mich schreibt. Und weil er dies besser beweist als ich, so habe ich ihn abgedruckt. Weil sich nichts Vernichtendes gegen Herrn Kerr unternehmen läßt, als wenn man ihm das Wort erteilt! Man lese. Man vergleiche. Nach meinen Aufsätzen lobte man mich, konnte aber immer noch glauben, irgendetwas müsse auch an dem Herrn Kerr, von dem man doch so viel schon gehört hat, zu finden sein. Nun sieht man, daß er Flöhe hat. Daß er eine völlig unsaubere Angelegenheit ist. Nun versteht man nicht, wie dieser parasitische Humor, dessen Sprecher im Verein reisender Kaufleute vor die Tür gesetzt würde, für Königsberg lesbare Feuilletons zustandbringen konnte. Ich verstehe es. Ich habe im Leben viel mit Minderwertigen zu tun gehabt. Ich weiß, wie ein Floh tanzt und wie eine Motte am Licht kaputt wird. Ich weiß, wie Sinnesverwirrung einen sonst leidlichen Plauderer entstellen kann, und daß es eben vorher gefehlt war, an solche Individuen den Maßstab der Perseenlichkeit anzulegen. Herr Kerr übernahm sich, als er

glaubte, seine Leere könne politisch gestopft werden, und als er seine Temperamentlosigkeit an der Glut eines Polizeipräsidenten explodieren ließ. Er bekam dafür Schläge, die schmerzhafter waren, als wenn mir die in zwölf Jahren angesammelte Wut einer Millionenstadt sämtliche Knochen zerprügelt hätte. Anstatt nun zu schweigen und ruhig an seiner Entwicklung und für Königberg zu arbeiten, ließ er sich hinreißen. Nun ist er hin. Und ließ mir nichts übrig, als ihn aufzubahren. Vielleicht hält er sich noch den Nachruf. Ich druck ihn ab. Man kann nicht besser dastehen, als wenn man dem Herrn Alfred Kerr das letzte Wort läßt.

Selbstanzeige

Der folgende Auszug aus einem längeren Aufsatz (»Karl Kraus« von Walter Serner, 'Karlsbader Zeitung' XXV., Nr. 8) mit Streichung noch überschwänglicherer Teile — wird hier nicht als Kritik veröffentlicht, sondern als Beispiel einer Anhängerschaft, wie sie seit Jahren täglich mir in Zuschriften sich beweist. Jetzt diene solch ein Beweis — von einem mir persönlich Unbekannten — als Gegenstück. Von der Geteiltheit, deren die Meinungen über mich fähig sind, könnte ein neuer Leser Kopfschmerzen bekommen. Die Berliner literarische Kultur, der ich das Berliner Revierkellnersystem immer vorgezogen habe, mag sich gegen mich organisieren: sie muß doch über die Kontraste, die sie bewirkt, erschrecken, und wenn sie vollends bedenkt, daß sie selbst früher auf der andern Seite gestanden hat, stutzig werden und sagen: am Ende löst sich der ganze Widerspruch in unserer Lumperei auf.

»In Wien, wo man Lehm sagt und davon überzeugt ist, daß man Leben meint, erscheint seit ungefähr zwölf Jahren die Zeitschrift 'Die Fackel', deren Herausgeber Karl Kraus mit ihr bezweckt, dieser Überzeugung heimzuleuchten. Er tat das bisher mit einer Gründlichkeit, die, nur äußerlich begrenzt, beim Kutscher anfängt und beim Obersten Gerichtshof aufhört. Zwischeninne liegt das weite Feld seiner Kulturarbeit, von der die Presse Österreichs noch bis vor kurzem schwieg und die Wiens beharrlich schweigt ... Nicht Eimer voll Haß, nicht alle Totschweigerei haben es zu verhindern vermocht, daß ein gewaltiger Kopf seinen Mund hörbar machte; sie haben es erreicht, daß sein Nacken mehr und mehr sich steifte und nach oben durchstieß ... Daß ihn die einen Satiriker, die anderen Kulturkritiker, jene einen Philosophen, die einen Publizisten heißen, ist ein Beleg mehr für das Einschachtelungsbedürfnis, das der Staatsverband weckt und das selbst vor einem Phänomen nicht Halt macht ... Was keiner noch von ihm sagte, ist er: ein Wahrheitssucher ... Aber eine Wahrheit, die im Blut braust, die so übermächtig ist, daß sie die ahnungsvollen Schauer von Schöpfungseligkeiten über den Rücken führt, solch eine Wahrheit ist in Karl Kraus. Und aus ihr heraus quillt sein Genie, dessen Sprache die Sprache ist ... Man bedenke, was es bedeutet, daß die Sprache von Karl Kraus wie ehemals die Goethes und Nietzsches eine Schlucht hinter sich klaffen läßt, die Jahrzehnte emsiger geistiger Arbeit erst werden überbrückt haben. Karl Kraus steht mit seiner Sprache einsam da, so einsam, daß es schier an Wunder mahnt, welche Schönheit und Kraft, welche Fülle und Beweglichkeit er in sie trug ... Sie tat ihren folgenschwersten Schlag in dem

Essay »Heine und die Folgen« ... Das Titanenhaft—Befreiende, das von diesem Büchelchen ausgeht, hat in seiner Wirkungsgewalt nur ein Ähnliches: so muß Lessings Laokoon' in alle tätigen Köpfe gefahren sein. Karl Kraus hat mit diesem Essay an einem Schulbeispiel, dem er die Berechtigung zum Beispiel und zur Schule zertrat, die Grenzen von Genie und Freibeutertum aufgezeigt. Er hat einen Götzen umgelegt, dem wohl bald auch die schmarotzend —anbetende Sekte folgen muß. Er hat damit eine unvergleichliche Kulturtat getan, deren Folgen noch unabsehbar sind wie die Heines nun schon absehbar ... Ewig unvergessen auch wird ihm die herrliche Kühnheit bleiben, mit der er der österreichischen Strafrechtspflege an den Hals fuhr ... ; unvergessen die Weltperspektive, die er hinter dem Mord an Elsie Siegl aus der Erde riß ... Die Form des Aphorismus ist dieser Wucht die selbst ergriffene Zwangsjacke, in der ein übermenschlicher Geist die unerhörte Triebstärke seiner Denkerlebnisse austobt. Wenn man den Band 'Sprüche und Widersprüche' aus der Hand legt, dauert es lange, bis man wieder alles und auf alles hört. Jedem, der das Denken sich nicht abgewöhnt hat, muß dieses Buch zum Erlebnis werden ... Karl Kraus hat seit Nietzsche nicht seinesgleichen. In hundert Jahren wird man ihn in billigen Volksausgaben lesen und die spärliche Bewunderung seiner Zeit für ihn nachsichtig belächeln.«

Anders der verehrende Max Brod in Prag. Er schreibt einen polemischen Essay, um zu begründen, warum er den polemischen Essay für eine niedrige Kunstgattung hält. Er behält recht. Er beklagt sich darüber, daß ich ihn »Herr« nenne. Er hat recht. Er zitiert schlechte Witze, die ich gemacht habe; mit Recht, sie sind schlecht, wenn sie der Brod zitiert. Denn es kommt auf die Luft an, in der ein Wort atmet, und in schlechter Luft krepirt selbst eines von Shakespeare. Geist auf Brod geschmiert ist Schmalz. »Die einfachste Wortähnlichkeit wird ihm zum Erlebnis«, sagt diese Brodkrume und ahnt nicht, wie recht sie hat. Aber die Kunstauffassung ist hier nicht so wichtig wie die Sachlichkeit:

»Wer meine Entwicklung vom Indifferentismus zu einem eigenartigen Optimismus kennt, weiß, daß ich mich aus sachlichen Gründen von Kraus abwenden mußte, daß mich seine günstigen Urteile über mich, die mir seine und meine Freunde zutrug, ebensowenig an dieser Stellung irregemacht haben wie die Freikarte, die mir die Unternehmer seiner Prager Vorlesung (ob auf seinen Wunsch oder nicht, weiß ich nicht — doch weiß ich, daß er das Arrangement bis in die kleinsten Details mit Telegrammen überwacht hat) zusandten, mit der ausdrücklichen Betonung, dies sei die einzige, und die ich unbenützt zurückgab.«

Auf dieses Gedicht — das Parzenlied aus der Iphigenie ist stärker — wäre nur zu erwidern, daß ich die Überreichung der Freikarte nicht überwacht habe. Hätte ichs getan, so wäre es unabsichtlich geschehen, weil ich nicht wußte, daß der Brod seine Entwicklung vom Indifferentismus zu einem eigenartigen Optimismus — ich kam ja ganz ahnungslos nach Prag — bereits vollzogen hatte. Daß der Brod trotz der Versuchung — und wiewohl es offenbar in der neueren Literatur möglich ist, mit Freikarten in Weltanschauungen einzugreifen — sich nicht herumkriegen ließ, sondern bei seinem eigenartigen Optimismus blieb, ist wacker. Aber telegraphiert habe ich nicht, und nie hätte ich den tadelnswerten Versuch unternommen, durch eine plötzliche Freikarte

hereinbringen zu wollen, was ich mir durch eine jahrelange Nichtbeachtung des Brodschen Schaffens, die mir fast schon zur zweiten Natur geworden war, verscherzt hatte. Es wäre ja eine Bestechung zur Erlangung eines Nachteils gewesen. Von gemeinsamen Freunden weiß ich nichts, von günstigen Urteilen, die man ihm hätte zutragen können, ist mir nichts bekannt; es wäre denn, er meinte das Kompliment, daß er der erotische Wurmfortsatz des Übersetzers Blei sei. Ich kannte den Brod stets viel zu wenig, um ein günstiges Urteil über ihn zu fällen. Ich kenne nicht viel mehr von ihm als den oben zitierten Satz, und etwa noch den folgenden: »Ein schönes Prager Mädchen, *die* ich von der Gasse kenne«. Also eine ziemlich oberflächliche Bekanntschaft, wie sie sich sonst nur bei tieferem Eindringen in Herrn Brod ergeben mag.

In Nr. 324/25 ist auf S. 8, in der 1. Zeile von unten statt »der Schutzmann von der Oper: »der Schutzmann vor der Oper« zu lesen.

Nächtliche Kahnfahrt

Von *Franz Werfel*

Tschibuktürke überm Ladenschild,
Was verbeugt sich dein verstorbnes Bild?

Mit dem Nacht— und Wassergang im Bund,
Grüßt dein pfiffig zugespitzter Mund.

Während Boot und Welle steigt und taucht,
Zum gemalten Blau dein Pfeiflein schmaucht.

Und es spricht, der längst zerspalten ward.
Nimm mich mit auf deine Ruderfahrt!

Ach, wie Wasser drängend sich nicht läßt,
Halt ich dich mit leichten Farben fest.

Kind, vernimm zu nächtlichem Geleit:
Ewig sind wir. — Wahn ist alle Zeit!

Dieser Turban, der dich einst gerührt,
Wird von dir unendlich fortgeführt.

Dich und ihn gibst du im Wechsel preis,
Bis ihr wieder euch berührt im Kreis.

Den zur Kinderstund dein Auge sah,
Lieber Bruder, schmauchend ist er da.

Tschibuktürke überm Ladenschild,
Was verbeugt sich dein verstorbnes Bild?

Pro domo et mundo

Von *Karl Kraus*

Die Zeiten starben am Fett oder an der Auszehrung. Die hier will den Tod durch eine überernährte Armut foppen.

*

Ich und die tagläufige Presse: wir verhalten uns wie der Regen und die Wasserspritze. Sie ist pünktlich und abwendbar.

*

»Mit deinen Augen wirst du es sehen, aber du wirst nicht davon essen«. Den Ungläubigen von heute hat es sich verkehrt erfüllt. Sie essen, was sie nicht zu sehen bekommen. Das ist ein Wunder allerwärts, wo das Leben aus zweiter Hand gelebt wird: an Pharisäern und Schriftgelehrten.

*

Die Nächstenliebe ist nicht die beste, aber immerhin die bequemste.

*

Den Fortschritt vom Taygetos zum Brutapparat sieht jedes Kind.

*

Das Reich ist im Stil seiner Häuser gebaut: unbewohnbar, aber schön. Man hat für Loggien gesorgt, aber man kann mit Stolz sagen, daß man die Aborte vergessen hat. Wir haben es fein: bei uns stinkts in der Loggia.

*

Als das Pferd auf das Trottoir ging, sagte der Kutscher: »Jung is er halt, er muaß no lernen.« Aber nicht an mir, sagte ich! Als das Pferd auf das Trottoir ging, sagte der Kutscher: »Er is halt scho blind.« Ich möchte nur einmal im Leben an das rechte Pferd geraten!

*

Ich bin bescheiden, ich weiß, mein Leben durchzieht nur die Frage: Fahrn mer Euer Gnaden? Aber es kommt auf die Geistesgegenwart an, mit der ich immer eine neue Antwort finde.

*

Die halbe Zeit vergeht im Widerstand, die halbe mit dem Ärger.

*

Die Qual läßt mich nicht zur Wahl? Doch, ich wähle die Qual.

*

Ich lasse mich nicht hindern zu gestalten, was mich hindert zu gestalten.

*

In Österreich lebt sichs wie in der Verwandtschaft. Sie glauben nicht an das Talent, mit dem sie aufgewachsen sind. Im Österreicher ist ein unzerstörbarer Hang, den für klein zu halten, den man noch gekannt hat, wie er so klein war. Was kann an einem dran sein, den ich persönlich kenne? denkt der Österreicher. Er hätte recht, wenn er nicht eins übersähe, das freilich so gering ist, daß es sich leicht übersehen läßt: den geringen Gebrauch, den der andere von der Bekanntschaft macht.

*

Blind durch den Kosmos verschlagen, wüßte ich doch sogleich, wo ich stehe, wenn man mir die Aufschrift entgegenhielte: Dreißigjähriges Jubiläum des Hühneraugenoperateurs im Dianabad.

*

Jetzt hab ich den Unterschied: in andern Städten muß man im Wagen sitzen, um ans Ziel zu gelangen. In Wien hat man das Ziel, im Wagen zu sitzen. Es kommt aber auch nicht einmal darauf an, zu fahren, sondern vielmehr zu zeigen, daß man ein Herz fürs Lohnfuhrwerk hat.

*

Manchmal spüre auch ich etwas wie eine Ahnung von Menschenliebe. Die Sonne lacht, die Welt ist wieder jung, und wenn mich heut einer um Feuer bitten tät, ich bin imstand, ich weiß nicht, ich ließe mich nicht lang bitten, und geberts ihm!

*

Dem Bedürfnis nach Einsamkeit genügt es nicht, daß man an einem Tisch allein sitzt. Es müssen auch leere Sessel herumstehen. Wenn mir der Kellner so einen Sessel wegzieht, auf dem kein Mensch sitzt, verspüre ich eine Leere und es erwacht meine gesellige Natur. Ich kann ohne freie Sessel nicht leben.

*

Eher gewöhnt sich ein Landpferd an ein Automobil, als ein Passant der Ringstraße an mich. Es sind schon viele Unglücksfälle durch Scheuwerden vorgekommen.

*

Restaurants sind Gelegenheiten, wo Wirte grüßen, Gäste bestellen und Kellner essen.

*

Wahrlich, ich sage euch, eher wird sich Berlin an die Tradition gewöhnen als Wien an die Maschine.

*

In einem Trödlerladen kann ich nicht wohnen. Lieber bin ich beim Parvenu zu Gast, der imstande ist, die ganze alte Kultur zu kaufen.

*

Die Ästheten hatten es sich eingeteilt. Dem Doktor Arthur gehörte das Sterben, dem Richard das Leben, dem Hugo die Votivkirche mit dem Abendhimmel, dem Poldi die Ambrasersammlung und dem Felix alles das zusammen und noch viel mehr und auch die Renaissance.

*

Der Österreicher hat wohl deshalb das Gefühl, daß ihm nichts geschehen kann, weil ihn das Bewußtsein, auf dem Aussterbeetat geboren zu sein, vor Überraschungen behütet.

*

Es berührt wehmütig zu sehen, wie die individuelle Arbeit überall von der maschinellen verdrängt wird. Nur die Defloratoren gehen noch herum, das Haupt erhoben, von ihrer Unersetzlichkeit überzeugt. Genau so haben vor zwanzig Jahren die Fiaker gesprochen!

*

Im neuen Leben muß irgendwie ein Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage begründet sein. Es wäre sonst nicht möglich, daß so häufig ein sokratisches Gespräch von der Frage unterbrochen wird, ob man eine Zahnbürste kaufen wolle.

*

Eine Zigarre, sagte der Altruist, eine Zigarre, mein Lieber, kann ich Ihnen nicht geben. Aber wenn sie einmal ein Feuer brauchen, kommen Sie nur zu mir; die meine brennt immer.

*

Er hatte eine Art »Zahlen!« zu rufen, daß es der Kellner für eine Forderung hielt und erst recht nicht kam.

*

Das Konversationslexikon hat vor dem Vielwisser eines voraus: den Stolz. Es verhält sich reserviert, es wartet ab und es gibt nie mehr als man will. Es begnügt sich mit der Antwort auf die Frage, wann Amenhotep geboren wurde. Der Vielwisser blättert sich selbst um und gibt sofort auch über die Amöben Auskunft, über den Ampèremesser, die Amphyktionen, die Amphoterodiplopie, über die Amrita, den Göttertrank der indischen Lehre, die Amschaspands, als welche die sieben höchsten Lichtgeister der persischen Religion sind, den Amschir, bekanntlich der sechste Monat des türkischen Kalenders, über das Amulett (vom arabischen hamala), über das Amygdalin, den eigentümlichen Stoff der bitteren Mandeln, welcher, mit Emulsin (s. d.) in wässriger Lösung zusammengebracht, Blausäure, Bittermandelöl und Zucker liefert, und über die bekannte Amylacetatlampe, und ist imstande, bei Anaxagoras, gerade wo es am interessantesten wird, abzuberechnen. Man ist dann doch unbefriedigt.

*

Bei einem Ohr herein, beim andern hinaus: da wäre der Kopf noch immer eine Durchgangsstation. Was ich höre, hat bei demselben Ohr hinauszu-gehen.

*

Der geistige Mann muß einmal zu dem Punkt kommen, wo er es als den Eingriff einer fremden Person in sein Privatleben empfindet und den Wunsch hat, daß sie ihre Neugierde woanders befriedigen möge.

*

Wenn Polemik nur ein Meinungsstreit ist, so haben beide Unrecht. Anders, wenn der eine die Macht hat, recht zu haben. Dann hat der andere nicht das Recht, recht zu haben. Keine Kunst bedarf so sehr der Natur, die sie ermächtigt, wie die Polemik. Sonst ist sie ein Streit, der, auf die Gasse getragen, gegen die guten Sitten verstößt. Sie ist wahrlich ein Exzeß, den der Rausch nicht entschuldigt, sondern rechtfertigt.

*

Der Lyriker erstaunt jedesmal von neuem über ein Rosenblatt, wiewohl es dem andern gleicht, wie ein Rosenblatt dem andern. So muß der Satiriker jedesmal von neuem über eine Ungleichheit staunen, und möge sie der andern gleichen, wie eine Häßlichkeit der andern. Und er kann sogar aus einer und derselben hundert Gedichte machen.

*

Dient ein Name der satirischen Wirkung, so wird gern eingewendet, der Mann könne für seinen Namen nicht. Der Mann kann aber auch für seinen Talentmangel nicht. Und doch möchte ich glauben, daß er für diesen gezüchtigt werden muß. Nun würde man wieder einwenden, daß auch ein Genie so heißen könnte. Das wäre aber nicht wahr. Oder vielmehr wäre der Name dann nicht lächerlich. Hinwiederum könnte eine satirische Laune selbst an dem Namen Goethe, wenn ihn ein Tölpel geführt hätte, ein Haar finden. Wie an den Großen alles groß ist, so ist an den Lächerlichen alles lächerlich, und wenn ein Name eine Humorquelle eröffnet, so trägt der Träger die Schuld. Er heißt mit Recht so, und wenn er aus Verzweiflung in ein Pseudonym flüchtet, so wird ihn der Spott auch dort zu treffen wissen.

*

Der Leser glaubt, daß ich mich über ihn lustig machen wolle, wenn ich ihm das Gedicht vom Tibetteppich empfehle. Als ob ich ihm nicht, wenn ich

mich schon über ihn lustig machen wollte, lieber das Gedicht vom Fichtenbaum empfohlen hätte. Warum aber sollte ich mich denn über den Leser lustig machen? Ich nehme ihn viel ernster, als er mich. Ich habe nie dem Leben vorzuwerfen gewagt, daß es sich mit der deutsch—freisinnigen Politik oder der doppelten Buchhaltung über mich lustig machen wolle. Wenn der Ernst des Lebens wüßte, wie ernst das Leben ist, er würde, sich nicht erfreuen, die Kunst heiter zu finden.

*

Was man mir als Einwand bringt, ist oft meine Prämisse. Zum Beispiel, daß meine Polemik an die Existenz greift.

*

Ich habe gegen die Romanliteratur aus dem Grunde nichts einzuwenden, weil es mir zweckmäßig erscheint, daß das, was mich nicht interessiert, umständlich gesagt wird.

*

Meine Sprache ist die Allerweltshure, die ich zur Jungfrau mache.

*

Immerhin haben wir siebzig freisinnige Abgeordnete. Das ist viel, wenn man bedenkt, daß es nur noch zehn Tagpfauenaugen gibt.

*

Der Bürger duldet nichts Unverständliches im Haus.

*

Man staunt nicht mehr über das Wunder der Schöpfung. Aber noch hat man nicht den Mut es zu erklären, und Gott selbst vermöchte das nicht. Wie Kunst entsteht, wird die Wissenschaft bald heraus haben. Daß die Gedanken aus der Sprache kommen, leugnen vorweg die, welche sprechen können. Denn sie haben an sich ähnliches noch nie beobachtet. Das Kunstwerk entsteht nach ihrer Meinung als Homunculus. Man nimmt einen Stoff und tut ihm die Form um. Aber wie kommt es, daß sich die Seele Haut und Knochen schafft? Sie, die irgendwo auch ohne Haut und Knochen lebt, während diese nirgend ohne Seele leben können und nicht imstande sind, sie sich zu verschaffen, wenn sie wollen?

*

Ein Satz kann nie zur Ruhe kommen. Nun sitzt dies Wort, denke ich, und wird sich nicht mehr rühren. Da hebt das nächste seinen Kopf und lacht mich an. Ein drittes stößt ein viertes. Die ganze Bank schabt mir Rübchen. Ich laufe hinaus; wenn ich wiederkomme, ist alles wieder ruhig; und wenn ich unter sie trete, geht der Lärm los.

*

Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.

*

Bin ich vor der Vollendung imstande einen Stümper um Rat zu fragen, so würde ich nachher keinen Meister um ein Urteil bitten.

*

Der Schaffende und die Liebende beweisen sich in der Distanz vom Anlaß zum Erlebnis. Dem Gedanken und der Lust gemeinsam ist die Beiläufigkeit und die Unaufhörlichkeit. Aus dem Künstler und aus dem Weib kann die Umwelt machen, was sie will.

*

Wenn ein Gedanke in zwei Formen leben kann, so hat er es nicht so gut wie zwei Gedanken, die in einer Form leben.

*

DISTICHON DER GESCHLECHTER

Klein ist der Mann, den ein Weib ausfüllt, doch er kann dadurch
wachsen.

Größer geworden, hat er keinen Raum mehr für sie.

*

Mann und Weib können nicht über dasselbe lachen. Denn sie haben eine
Verschiedenheit; und davor können sie nur ernst werden. Wenn zwischen den
Geschlechtern Humor frei werden soll, so gehören zwei Weiber und ein Mann
dazu. Er möchte sich mit ihnen ergötzen, aber sie ergötzen sich über ihn. Sie
verständigen sich gegen ihn und er versteht die Diebssprache dieses Lachens
nicht. Er beginnt sich seiner Nacktheit zu schämen.

*

Das Geschlecht kann sich mit allem verbinden, was es im Himmel gibt
und auch auf Erden. So mit Weihrauch und Achselschweiß, mit der Musik der
Sphären und der Werkel, mit einem Verbot und einer Warze, mit der Seele
und mit einem Korsett. Diese Verbindungen nennt man Perversitäten. Sie bie-
ten den Vorteil, daß man nur des Teils bedarf, um zum Ganzen zu gelangen.

*

Dem Gesunden genügt das Weib. Dem Erotiker genügt der Strumpf, um
zum Weib zu kommen. Dem Kranken genügt der Strumpf.

*

Raum ist in der kleinsten Hütte, aber nicht in derselben Stadt für ein
glücklich liebend Paar.

*

Ich mische mich nicht gern in meine Privatangelegenheiten.

*

Es gibt mehr Dinge zwischen Quinta und Sexta, als eure Schulweisheit
sich träumen läßt.

*

Eher verzeiht dir einer die Gemeinheit, die er an dir begangen, als die
Wohltat, die er von dir empfangen hat.

*

Nach Goethe:

Wer Kunst und Religion besitzt, der hat auch Wissenschaft.

Wer diese beiden nicht besitzt, der habe Wissenschaft.

*

Es ist gut, vieles für unbedeutend und alles für bedeutend zu halten.

*

Die Woche lang mag man sich vor der Welt verschließen. Aber es gibt
ein penetrantes Sonntagsgefühl, dem man sich in einem Kellerloch, auf einer
Bergspitze, ja selbst in einem Lift nicht entziehen kann.

*

Das Wiener Leben ist schön. Den ganzen Tag spielt eine Flöte auf mir.

*

Es wäre mehr Unschuld in der Welt, wenn die Menschen für all das ver-
antwortlich waren, wofür sie nicht können.

*

Ich arbeite Tage und Nächte. So bleibt mir viel freie Zeit. Um ein Bild
im Zimmer zu fragen, wie ihm die Arbeit gefällt, um die Uhr zu fragen, ob sie
müde ist, und die Nacht, wie sie geschlafen hat.

*

Menschsein ist irrig.

Der Garten

Von *Richard Weiß*

Tag um Tag, mir den hungrigen Mund zu füllen,
Donnere ich mit der Stadtbahn über die tiefgezackte Stadt
Und durch der Tunnels nachtdunkles Brüllen.
Aber Gott, der mich zu Unbekanntem bestimmt hat,
Läßt mich zehn Minuten los, meiner Gebücktheit satt,
Sich erbarmend meiner mich gebärenden Wehen.
Das letzte Stück Wegs darf ich durch den Garten gehen.

Am Eingang steht mit gelbem Helme ein Gendarm.
Rechts die Allee — in grüne Wiese
Hinkauert Fliedersträucheschwarm.

Sessel mit gekreuzten Gebeinen,
Drauf andre Beine sich zum Sitzen setzen
Von jungen Mädchen, die von Liebe schwätzen
Lieblich im Lachen und im Weinen.

Ein Automat mit einem Spiegelglase.
Umsonst kann ich dort selber mir begegnen,
Mir heiter fluchen und mich zornig segnen,
Der ich im Spiegelraume mit mir spiele,
Aus Glasleib nach mir schiele —
Daß mein Atem nur schnell von mir das Siegel blase
Meiner Zweiheit,
Allerleiheit!

Nun ist die Trübe drüber gezogen.
Der Himmel ist von Segeln überflogen,
Furchtbare Blauheit wieder verhangen.
Wie schnell ist mein Herz gegangen!
Ich will zu den Tieren.

Wir drängen uns an den Gittern.
Prankenschlag und ein Splittern,
Menschenflucht über den Kiesweg gewittern
Gönnte ich den Tieren.
Ich will fort von den Tieren.
An den Flamingos mit den rosenroten
Morgenhimmelüberlohten
Spinnenbeinen vorbei
Geh' ich zwischen den Bäumen, mit den fremden Namen,
Deren Grün, hundertfältig gespalten,
Den verfangenen Raum will ewig halten,
Und nicke zu den geballten
Wolken, die mich umrahmen,
Und komme zu der kleinen Hintertüre,
Daß sie gebückt mich auf die Straße führe.

Herwarth Waldens Musik

zu Wauers Pantomime »Fiametta«

Von Dr. S. Friedlaender

Etwa ein Dutzend musikalisch—kritische Pachydermata haben dieses Wunder von einem wahren Wunder eines Trommelfells abprallen lassen. Nun, überlassen wir diese Ohrwürmer dem Staube. Nein! Dieses vorläufig noch sekretierte oder diskreditierte Genie ist ein Komponist, der so Musik macht, wie Organe funktionieren, Glieder sich regen, Zungen sprechen. Etwas Ähnliches von minutiösem Parallelismus zwischen Geste und Musik ist nie dagewesen. Es ist ein künstlerisches Präzisionsmeisterstück von einer so strengen Notwendigkeit, einem solchen Fehlen der leisesten Ersparnis an Zucht, daß eine lückenlose Interpretation der Augenwelt so unmißverständlich in das hörende (nicht mit der Watte der boshafte Dummheit verstopfte) Ohr einströmt, daß es höher dadurch organisiert wird. Ein klingender Schleier, der jede Bewegung auf der Bühne wie mit Perlen aus einem magischen Springquell überrieselt. Eine Verwandlung von Leben in Ton mit einer Gestaltungskraft, die unfehlbar exakt verzaubert, was sie sieht, und es für das Ohr so plastisch hinstellt, wie das Auge nicht einmal allein es sehen kann. Regie, Mimik und Musik halten einander wie drei sich elektrisch drehende Grazien in Farbe, Form, Klang umschlungen, wirbeln ihren duren Tanz aus lüstem Grausen und blutiger Koboldigkeit. in diabolischem Violett und Schwefelgelb durchblutet die Musik wie flüssiges Feuer das Augenbild, es lebt von ihren Gnaden. Wie Marionetten hält der Komponist die Mimen an seinen tönenden Strängen und regt sie nach seinem Gefallen: immer streng, niemals einschmeichelnd. Er wirbt um keine Gunst, er erzwingt Bewunderung des Geistes oder Verwerfung vom »Fachmann«, der ja meistens ein Flachmann (aber selbstverständlich immer als Erzieher!) ist. — Und so, Herwarth Walden, schreiten Sie Ihren Gang über die Leiche der faulen Berliner Musikkritik in das Leben einer neuen Musik, einer Welt des Hörbaren, von der sich die Schulweisen nichts träumen lassen als ihre Torheit!

Sachlichkeit und Kunstkritik

EINIGES ÜBER TAINES »PHILOSOPHIE DE L'ART¹«

Von Franz Grüner

Immer wieder bietet es Anlaß zu mannigfaltigen Beschwerden, daß so viel über Kunst geschrieben wird. Es geht nun nicht an, in einer Zeit, in der die Bedeutsamkeit jeder Sache erst durch die Druckerschwärze manifest wird, gerade nach dem Zweck des Schreibens über Kunst zu fragen, aber auch in der falsch gestellten Frage äußert sich ein berechtigtes Unbehagen. Denn wenn schon nicht einzusehen ist, warum gerade über Kunst nicht ge-

1 Eine deutsche Übersetzung v. Ernst Hardt erschien b. Diederichs, 2. Aufl. Jena 1907. [KK]

schrieben werden soll, möchte man doch gerne einsehen, worüber der Kunstkritiker eigentlich schreibt, und das ist eine Frage, die so mancher Weise stellen muß, und die nur ein Tor, leicht zu beantworten, vermeinen wird. Man kann tatsächlich in den Kunstkritiken ungefähr über alles Auseinandersetzungen finden. Abgesehen von der Festsetzung des Rangwertes der einzelnen Künstler — praktische Fingerzeige für die Kunstbetrachtung, die allein schon die Existenz der Kunstkritik rechtfertigen könnten, findet man die Geschichte des Lebens des Künstlers oder seiner Zeit ihrem materiellen oder ihrem geistigen Inhalt nach; außerdem geben die Objekte seiner Darstellung Stoff von der einfachen Beschreibung bis zur tiefgründigsten Philosophie. Durch alles hindurch aber geht meistens mehr oder weniger ausgeprägt das Streben das Kunstwerk »nachzudichten«, durch Worte qualitativ ähnliche Gefühle zu erzeugen, ein Streben, dessen regelmäßiges Mißlingen — würde es gelingen, hätte man es übrigens auch nicht mit einer Kunst—Kritik, sondern mit einem nach eigenem Wert zu beurteilenden Kunst—Werk zu tun — den Eindruck der absoluten Zufälligkeit und daher Überflüssigkeit noch verstärkt, dem die Kunstkritik ihre vielen Feinde verdanken dürfte. Dieser Zustand, der in seiner Regellosigkeit in unserem Geistesleben fast einzig dasteht, wird dadurch noch merkwürdiger, daß er sich vielfach als Konsequenz der Wissenschaft ausgibt, die auf diesem Gebiete in Taines »Philosophie de l'art« verkörpert sein soll, eine der wenigen Anschauungen, die in diesen Dingen halbwegs als herrschend angesehen werden können.

Der Gedanke, der gewöhnlich mit dem Ausdruck »Taines Kunsttheorie« bezeichnet wird, verdankt diesen Namen derselben Oberflächlichkeit der Denkweise, der er seine hohe Bewertung schuldet. Darunter, wie unter dem Ausdruck »Milieutheorie«, versteht man nämlich zunächst nichts weiter als die Anschauung, daß zwischen dem Kunstwerk und dem Künstler einerseits und dem Milieu (der Rasse, den moralischen Wertungen, der künstlerischen Tradition usw.) andererseits ein tieferer Zusammenhang besteht; das ist offenbar, solange über die Art des Zusammenhanges nichts Näheres gesagt wird, eine allgemeine Selbstverständlichkeit, nicht eine »Theorie«, die erst ein bestimmter Mensch »aufstellen« müßte. Über diese Selbstverständlichkeit ist Taine, obwohl er oft auf solche Zusammenhänge hinweist, nicht hinausgekommen. Er hat überhaupt eher bloß *einzelne* Gedankengänge entwickelt und nicht sehr auf die Möglichkeit, sie in ein streng logisches System zu bringen, Rücksicht genommen. Eine ausgearbeitete Milieutheorie aber brauchte er gar nicht. Denn, legt man, was nicht unmöglich ist, eine ungebrochene Linie durch seine verschiedenen Standpunkte, so ist es nicht eine Milieutheorie, die als Theorie Taines erscheint, sondern eine andere, für die der Zusammenhang der Kunst mit der Zeit nur gleichsam den Hintergrund bildet.

Das Kunstwerk stellt nach Taine durch eine Gesamtheit von Teilen einen »*caractère*« dar. Sein Wert bestimmt sich nach der »*importance*« und »*bienfaisance* ¹« dieses Charakters und nach der »*convergence des effets* ²«. Der Charakter ist aber zugleich der in dieser Zeit vorherrschende. Das klingt nicht sehr konkret. Aber für Taine bedeutete eine Theorie der Kunst wirklich nicht nur eine Gelegenheit, ein Zusammensetzspiel mit Worten zu treiben; es ist zuzugeben, daß er seiner Theorie einen möglichst klaren und bestimmten Inhalt zu geben suchte. Er wußte auch die Tatsachen, aus denen er die Theorie gewinnen mußte, so gut ja fast noch besser zu erkennen, als seine vorgefaßten Anschauungen es zuließen.

1 xxx

2 xxx

Seinem Raisonement liegt die Betrachtung der Kunst, als in erster Reihe auf Nachahmung des Menschen gerichtet, zugrunde. Dementsprechend ist unter *caractère* zunächst eine menschliche Eigenschaft gedacht. Er ist desto wichtiger (*important*), je mehr andere Eigenschaften von dieser einen aus bestimmt werden können, von ihr abhängen. Die Wohltätigkeit (*bienfaisance*) ist ein recht schwankender Begriff. Im Grunde handelt es sich um die Darstellung des Gesunden, Normalen, Arterhaltenden. Malerei und Plastik haben ihrer Natur nach vor allem physische Qualitäten zum Objekt, psychische erst in zweiter Reihe, soweit sie durch physische ausgedrückt werden können. Von diesen stellt die Kunst nach dem Prinzip der *importance* das Bleibende, weniger Vergängliche dar, also nicht die Kleidung in ihrer von Jahr zu Jahr wechselnden Mode, sondern den nackten Körper. Dies ist die von Taine offenkundig mit ausschließlicher Rücksichtnahme auf die griechische Plastik und die Malerei der italienischen Renaissance, soweit diese sich an die erste anschloß, entworfene Grundlage der Theorie. Das Schema mußte aber seiner eigentlichen Bedeutung nach sehr verkleidet werden, damit alles andere von der Tradition als Kunst Bezeichnete und von Taine auch so Empfundene wenigstens notdürftig hineingebracht werden konnte. So sollen auch Architektur und Musik durch die mathematischen Verhältnisse der Teile einen Charakter — der Begriff war zunächst nur für die nachahmenden Künste gebildet — darstellen. Taine spricht von *sérénité, simplicité, force, élégance* und von *étrangeté, variété, infinité, fantaisie*¹, die von der hellenischen beziehungsweise von der gotischen Baukunst versinnbildlicht werden sollen; aus einer Eigenschaft des Objektes des Kunstwerks wird also ein Gefühlswert bei seinem Anblick. Eine ähnliche Wendung bekommt die Theorie unter dem Titel der *convergence des effets*². Wie selbstverständlich, soll nämlich das Kunstwerk in seiner Gänze und in allen seinen Teilen denselben Charakter ausdrücken; aber Taine führt aus, daß Linien, Licht und Farben auch einen Wert für sich haben, und hier besonders zeigt es sich, wie wenig Taine Dogmatiker, wie sehr er Kunstkenner ist. Es kommen bei dieser Gelegenheit folgende Sätze vor: »Un tableau est une surface colorée, dans laquelle les divers tons et les divers degrés de lumière sont répartis avec un certain choix; voilà son être intime³« (S. 334 des zweiten Bandes); »Il (Licht und Schatten) est aux figures ce que l'accompagnement est au chant; BIEN MIEUX, PARFOIS IL EST LE CHANT DONT LES FIGURES NE SONT QUE L'ACCOMPAGNEMENT; D'ACCESSOIRE IL EST DEVENU PRINCIPAL.⁴« (S. 336 des zweiten Bandes.) Damit ist das System eigentlich gesprengt und der Riß wird nur mühsam durch den Satz: »Son effet doit s'accorder avec les autres effets, pour exprimer le caractère⁵« wieder verklebt. Eine empfindliche Lücke des ganzen Systems ist auch der Mangel einer Erörterung darüber, warum die Darstellung eines Charakters lustvoll empfunden wird.

Da es nicht darauf ankommt, dialektische Scheingefechte aufzuführen, sollen die offenkundigen Unstimmigkeiten dieser Konstruktion nicht näher besprochen werden. So soll zum Beispiel das Prinzip der *bienfaisance*⁶ mit seinen nicht zu leugnenden Widersprüchen, das ohnehin in der heute herrschenden Kunstkritik kaum eine Rolle spielt, außer Betracht bleiben. Eigentlich ist es auch überflüssig, gegen die grundlegende Definition Taines zu polemisieren. Es ergibt sich aus ihr, und zwar vollkommen im Sinne seiner Ausführun-

1 xxx
 2 xxx
 3 xxx
 4 xxx
 5 xxx
 6 xxx

gen, daß ein Schema der Wirbeltiere das größte Kunstwerk sein müßte, da es doch einen viel tiefer liegenden, dauernderen Charakter darstellt, als der von der nackten Haut umhüllte menschliche Körper einer ist; ein Grund, bei dessen Darstellung stehen zu bleiben, findet sich nicht. Ebenso hätte seine prinzipielle Bevorzugung vor dem bekleideten Körper zur Folge, daß seine Wiedergabe, als die eines bleibenden Charakters, schon ein Kunstwerk wäre, was nach Taine selbst eine unveränderte Reproduktion nicht ist. Es ist auch unrichtig, daß sich eine solche durchgehende Bevorzugung des Nackten zur Zeit der Renaissance findet; man darf eben nicht nur an Michelangelos »Jüngstes Gericht« denken. Nur für die griechische Plastik trifft Taines Exemplifikation zu; da dürften aber die Sonderbedingungen dieser Kunst, nicht die allgemeinen Gesichtspunkte Taines, maßgebend sein.

Obwohl mit diesen Konstatierungen das System als solches eigentlich, wie das stolze Wort lautet, widerlegt wäre, ist das Wichtigste seines Inhalts noch nicht berührt. Dieses scheint mir in der von Taine an vielen Stellen offengelassenen Auffassung des Begriffes Charakter, statt als einer beliebigen grundlegenden Eigenschaft überhaupt, als einer die gegebene Gattung Mensch näher bestimmenden psycho—physischen Qualität, zu liegen, eine Formulierung, der die endgültig gewählte anscheinend nur mit Rücksicht auf ihren dialektischen Wohlklang und die Möglichkeit, die Hochstellung der griechischen Plastik theoretisch zu begründen, vorgezogen wurde. In diesem Sinne behandelt auch die übliche Kritik Werke der bildenden Kunst vornehmlich als Darstellungen von geistigen und sonstigen Eigenschaften und Zusammenhängen. Das ist prinzipiell nicht unmöglich und enthält auch keinen direkten logischen Widerspruch. Man kann vielerlei von Bildern ablesen; freilich nur bis zu einem gewissen Grade und man kann ruhig sagen, daß das, was die Kunstkritik gewöhnlich in dieser Richtung tut, weit über diesen Grad hinausgeht, ja daß vielfach nicht aus dem Ausdruck des Bildes herausgelesen wird, sondern aus dem Kataloge oder sonstigen Beziehungen. Wie leicht sieht man z. B. das Kriegerische auf dem Antlitz eines Mannes, der im Katalog als Feldherr bezeichnet ist oder eine Rüstung trägt, wenn der Mann auch in Wirklichkeit Kaufmann gewesen ist! Aber mag man im Einzelnen noch soviel Grund haben, skeptisch zu sein, mag man sich mit sehr viel Recht dagegen wehren, daß aus Bildern ganze Ideenverbindungen und philosophische Systeme herausgelesen werden, es ist richtig, daß Bilder imstande sind, manche psycho—physische Qualitäten zum Ausdruck zu bringen. Denn ein Ausdruck, sei es von bleibenden Eigenschaften, sei es von momentanen Gemütsvorgängen (von solchen bloß funktionellen Zuständen spricht Taine zwar nicht, doch kann man sie ohneweiters in die Erörterung einbeziehen) ist auch lebenden Physiognomien nicht abzusprechen. Aber eben daran scheint die ganze Auffassung zu scheitern. Man kann es nur behaupten, nicht beweisen, doch wird kaum ein halbwegs Kunstverständiger bestreiten, daß die Photographie des ausdrucksvollsten Gesichtes, der vom besten Regisseur gestellten Szene, des besten Schauspielers in der tiefsten Erregung kein Kunstwerk ist. Das müßte sie aber sein, wenn die Stärke dies Ausdrucks wirklich das Künstlerische ausmachen würde. Ebenso wird nur schwer zu bestreiten sein, daß Werke, die allgemein nicht als Kunstwerke gelten, einen nicht weniger starken Ausdruck haben als anerkannte Kunstwerke, während Taine behauptet, daß diese sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie einen bestimmten Charakter besonders hervorheben. Auch bleibt bei der photographischen Reproduktion von Bildern das Geistige des Stofflichen erhalten und doch geht das Künstlerische fast völlig verloren. Der künstlerische Eindruck ist außerdem bei Bildern desselben Malers trotz des wechselnden geistigen Inhalts verhältnismäßig wenig

verschieden. Schließlich wird man bei Stilleben und Landschaften überhaupt nur schwer einen bestimmten Charakter dargestellt finden, wie sich denn daraus, daß diese nicht anders empfunden werden als menschliche Darstellungen, die Unnatur einer Theorie ergibt, die zunächst nur solche im Auge hat.

Damit nämlich, daß die Linear— und Farbenrhythmik schon für sich, abgesehen vom Gegenstand, bestimmte geistige Werte darstellt, ist es nun doch einmal nichts. Es kann wahr sein, daß der Neid gelb und der Haß rot ist, daß schwarz Trauer und weiß Freude bedeutet. Aber man kommt damit nicht aus. Es gehört zum Wesentlichen des Kunstwerks, daß die einzelnen Elemente ihren materiellen Wert verlieren und einen höheren allgemeineren erhalten. Bei Rembrandt ist ein Schwarz nicht mehr schwarz, sondern hat mehr Farbe in sich als die ganze übrige Welt und jeder Ton scheint hier ungefähr alles zu sein und nicht nur gerade Trauer oder, sagen wir, den Charakter eines Volkes, das auf angeschwemmtem Erdboden wohnt, wiederzugeben. Die Art der Farbenrhythmik bei den einzelnen Künstlern ändert sich auch keineswegs mit dem geistigen Inhalt, während nach Taine Rembrandt das Dresdener Bild, das ihn und Saskia zeigt und der Spitzmarke »Lebensfreude« zu entsprechen scheint, mit der Palette des Rubens, der viel häufiger solche Stoffe darstellte, gemalt haben müßte. Ist man sich über diese Verhältnisse einmal klar, kann man zugeben, daß gewisse Zusammenhänge auch in dieser Richtung vorzuliegen scheinen. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß Paolo Veronese meist freudige Stoffe mit hellen Farben schildert, Rembrandt meist ernst ist und mit düsteren Farben malt; freilich verliert dieser allgemeine Stimmungswert desto mehr Bedeutung, je klarer der eigentliche Kunstwert des Bildes wird. Auch andere Beziehungen, zwischen Form und Gegenstand fallen manchmal auf. Aber wenn sie wirklich vorhanden sind, sind sie sicherlich nicht so einfach, wie Taine und die meisten anderen sie sich vorstellen.

Wenn man nun die Auffassung des Geistigen des Stoffes als wesentlichen Inhalts der Kunst ablehnt, wird man sich auch von der Beziehung der Zeit auf die Kunst (oder umgekehrt) nicht viel für eine Theorie der Kunst erhoffen. Es wurde schon festgestellt, daß bei Taine — wie bei den meisten anderen —, nichts Bestimmteres darüber steht. Einmal hat die Kunst geradezu die Funktion, das Wesen der Zeit verstehen zu lehren, das andere Mal lehrt uns umgekehrt die Zeit die Kunst verstehen; dann ist es einfach eine ohne weitere Perspektive konstatierte Tatsache, daß beide denselben Gefühlsinhalt haben; schließlich wird mitunter nur davon geredet, daß Kunst nur in besonders ausgezeichneten Zeiten, zum Beispiel nach errungenen Siegen, blühen kann. Unter Beiseitelassung aller durch das Vorhergehende meist vorweggenommenen prinzipiellen ebenso wie der durch die Mannigfaltigkeit der versuchten Erklärungen besonders erleichterten dialektischen Einwände, soll nur mit Rücksicht auf die große Rolle, die diese Anschauungen bei Taine und auch sonst spielen, konstatiert werden, daß es sich bei diesen Erörterungen fast ausschließlich um die Auswahl von halbwegs passenden Adjektiven handelt, wie sie wohl unter allen Umständen zur Verfügung stehen müssen. So manches Gegensätzliche schon — ohne irgend eine Unrichtigkeit — über eine Kunst gesagt werden kann, noch viel Gegensätzlicheres läßt sich — wieder ohne Unrichtigkeit — über eine bestimmte Epoche sagen. Das Mittelalter ist weltabgewandt—schwärmerisch oder realistisch—tatenfroh, wie man es eben braucht. Die Griechen waren ein tragisches Volk, wenn von ihrer Dramatik die Rede ist, ein sinnenfrohes, wenn ihre bildende Kunst besprochen wird. Usw. Es kann hier nur angedeutet werden, wie leicht es ist, für den ohnehin so wagen geistigen Inhalt von Bildern ein Epitheton zu finden, das auf den

noch vielfältigeren Inhalt der Zeit einigermaßen paßt. Sicher ist allerdings auch bei solchen Gelegenheiten manches Geistreiche vorgebracht worden.

Damit dürfte das Notwendigste über die Tainesche Theorie gesagt sein. Freilich nicht in dem Sinne, daß alle logischen Mängel im Aufbau des Systems und sonstige Widersprüche aufgezeigt worden wären. Die müssen — das Logische soll sich eigentlich immer von selbst verstehen — zum großen Teil schon bei der Wiedergabe der Theorie erkannt worden sein. Ob im Einzelnen etwas nicht stimmt ist auch viel weniger wichtig, als, ob das, wovon das Ganze ausgeht, richtig ist. Meistens werden grobe Rechenfehler nur in Rechnungen vorkommen, die falsche Voraussetzungen haben, einfach, weil ein halbwegs richtiges Resultat nur so erreichbar ist. Daher ist in Wirklichkeit gewöhnlich nicht verschiedene Syllogismenführung die Ursache von Differenzen, sondern eine verschiedene Auffassung der Tatsachen, von denen die Syllogismen ausgehen. So werden die Gegensätze nur verschleiert, wenn man irgend einen Teil des Systems herausgreift und seine Unmöglichkeit logisch nachweist. Man muß seine Voraussetzungen, seine Grundlagen vorführen und die kann man dann natürlich eigentlich nicht »widerlegen«, man kann, wie immer, wenn es sich um Tatsachen handelt, bloß das für richtig Gehaltene behaupten: die Entscheidung, ob das wirklich richtig ist, bleibt dann dem Leser je nach seiner Auffassung vorbehalten. Was die Polemik dadurch an dialektischer Überzeugungskraft verliert, gewinnt sie an innerer Wahrhaftigkeit. Deshalb habe ich mich weniger bemüht, durch Aufzeigen von Unstimmigkeiten Stimmung gegen Taines Theorie zu machen, als, durch Behauptung eines anderen Sachverhalts den Gegensatz in das rechte Licht zu bringen. Es war allerdings unmöglich, dem falschen System das richtige gegenüberzustellen, da bis jetzt nur Andeutungen zu einem solchen existieren. Deshalb mußten meistens bloß negative Feststellungen genügen.

Bei Betrachtung dieser Dinge ist noch folgendes im Auge zu halten. Das Kunstwerk ist eine komplexe Erscheinung und macht auf den Beschauer einen starken Eindruck, den dieser, auf jedes Element des Kunstwerks unterschiedslos zurückzuführen, geneigt ist. So erklären sich Täuschungen, wie die oben aufgezeigten, daß bei Kunstwerken Qualitäten als künstlerisch empfunden werden, die ebenso auch bei anderen Werken anzutreffen sind. Die Wirkung des Kunstwerks wird auf alles bezogen, was irgendwie damit zusammenhängt. Daher meint man vom Kunstwerk zu sprechen, wenn man von all den eingangs erwähnten Dingen, das heißt ungefähr von der ganzen Welt, spricht. Dazu kommt, daß die Schreibenden meist das Bedürfnis haben, den Schriften einen der Bedeutung des Gegenstandes entsprechenden Umfang zu geben. Und so schreiben sie, da sie über das spezifisch Künstlerische Michelangelos wenig zu sagen wissen, über die Eroberung der Romagna durch Julius II.; Rembrandts Kunst bietet weniger Gelegenheit zu Worten als die Unannehmlichkeit eines Konkurses und einer Zwangsversteigerung, die er mitmachen mußte. Es entsteht das merkwürdige Durcheinander der verschiedenen oben beiläufig aufgezählten Arten, über Kunst nicht zu schreiben, die schon durch das Fehlen jeder inneren Ordnung widerlegt sind.

Es ist eben nicht möglich über eine Sache zu sprechen, ohne sachlich über sie zu sprechen. Man schrecke nicht davor zurück, daß die Kunstkritik dadurch so etwas wie eine Wissenschaft würde. Kunst wird Kunst bleiben, auch wenn sie nicht mehr den Vorwand zu Ausführungen über das gesamte Kulturleben der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die doch nur den bescheidensten Ansprüchen genügen können, abgeben wird, sondern, wenn man wirklich über Kunst schreiben wird, soweit das nach unserem Wissen möglich ist. Die Kunstkritik aber wird nur bestehen können, wenn sie etwas,

etwas Bestimmtes tut, nicht alles und nichts. Daß sie in ihrer heute herrschenden Gestalt auch mit Taines Theorie nicht zu retten ist, sollte hier gezeigt werden.

Glossen

Von *Karl Kraus*

DIE BURGTHEATERKUNST

Eine Sehenswürdigkeit Wiens, die den Fremden gezeigt werden könnte, wenn sie sich entschlossen, einmal Ernst zu machen und zu kommen, ist der Direktor des Burgtheaters. Sie haben schon so oft über die erste Bühne Deutschlands munkeln gehört und speziell in Gera wird so viel über die Kunstkräfte gesprochen, die man dort nicht zu sehen bekommt, weil sie der Wiener Burgtheaterdirektor immer wegschnappt, daß sich eine Reise nach Wien wirklich einmal verlohnte. Aber die Burgtheaterdirektion kommt den Bestrebungen des Vereines zur Hebung des Fremdenverkehrs nicht nur durch systematische Heranziehung der Provinz entgegen. Auch ihre programmatischen Erklärungen erregen das größte Aufsehen und es dürfte gewiß viele Berliner geben, die den Wunsch haben, den Mann zu besichtigen, der kürzlich den Niedergang des Burgtheaters als ein Gebot der persönlichen Bescheidenheit zu rechtfertigen versucht hat. Herr v. Berger gab nämlich einem Reporter die Versicherung, er könnte schon, wenn er wollte, er ziehe es aber vor, die Persönlichkeit des Inszenierungsleiters bescheiden zurücktreten zu lassen. Er sei zur Überzeugung gekommen,

»das Hervorkehren der persönlichen Note sei nicht so sehr Sache der Kunst oder irgend einer Kunst, sondern Sache einer schlechten Erziehung«.

Das Publikum, das zu Hebbel geladen wird, sagte er, dürfe nicht Berger vorgesetzt bekommen. Das ist durchaus korrekt gedacht. Leider aber vermag es den Zweifel nicht zu beseitigen, ob der Entschluß Bergers, hinter Hebbel zu verschwinden und inzwischen mit den unbeschäftigten Schauspielern zu diskurieren, schon Grund genug für Hebbel ist, in Erscheinung zu treten. So löblich der Vorsatz ist, »einfache Burgtheateraufführungen zu bieten, aus denen nicht der Baron Berger herauschaut«, so bleibt doch die Frage offen, was bei solchen Burgtheateraufführungen herauschaut. »Ich könnte schon, aber ich will nicht«, sagte der Mann, der sich nicht sehen lassen, aber immer hören lassen will. Da wäre es denn an der Zeit ihm zu raten, daß er, um seine Persönlichkeit endlich mit besserem Erfolg als bisher verschwinden zu lassen, sie einmal, nur ein einziges Mal zeige. Wenn man sie gesehen hat, wird man sie späterhin glauben. Auch die gute Erziehung wird dann besser gewürdigt werden, denn es ist ein Unterschied zwischen einem Direktor, der nicht mehr gibt als er hat und sich beim Niedergang des Burgtheaters diskret verhält, und einem, der darüber Reden führt, daß der Niedergang des Burgtheaters eine Forderung des persönlichen Anstandes sei. Herr v. Berger nennt sich »Anhänger eines gesunden Starsystems«, ein Star sei schlecht, wohl aber seien ihm »fünf oder sechs Stars willkommen.« Wie sie heißen oder ob sich etwa die Lewinsky, Sonnenthal, Meixner, Mitterwurzer, Robert und Frau Wolter entschlossen haben, nach längerer Pause wieder aufzutreten, hat er nicht erzählt. Vielleicht besitzt er fünf oder sechs Stare, denen er Rollenauffassungen

vorplaudert. Einer dürfte sich selbst in dieses Ensemble nicht drängen, jener Darsteller des »Faust«, dessen Engagement einen Heiterkeitsausbruch bei der gesamten Theatermenschheit zur Folge hatte, weil man ihm im Gegensatz zu Herrn Gregori nicht einmal glaubt, daß er Philosophie, Juristerei, Medizin und Theologie studiert habe. Rührend aber soll die Bereitwilligkeit unseres Freiherrn sein, sofort an die Persönlichkeit eines Talentes zu glauben, das ihm von einer Gräfin empfohlen wird, wobei offenbar die Verwechslung mit der Persönlichkeit, von der die Empfehlung ausgeht, urteilbildend wirkt. Bescheiden tritt nur die des Direktors in den Hintergrund. Sie ist selbst dort nicht zur Stelle, wo man sie wirklich braucht, nämlich beim Begräbnis eines Vorgängers. Nicht, als ob Herr v. Berger um einen Nachruf verlegen wäre. Bewahre, er schreibt ihn sogar, ehe einer tot ist. Sein Björnson—Nachruf erschien, bevor der Hauptbeteiligte dazu einen triftigen Grund gegeben hatte. Dafür ist freilich nicht die Gewissenhaftigkeit des Herrn v. Berger, der seinen Leitartikel zu dem Termin liefert, für den er bestellt ist, sondern die Unverlässlichkeit Björnsons verantwortlich, der sich nicht an den Termin hielt, oder wenn man will, der Übereifer der Neuen Freien Presse, die ihn zu früh ansetzte. Bei dem Tode Mahlers ist so etwas Gottseidank nicht passiert. Mahler starb wirklich, ehe der Nachruf des Herrn v. Berger erschien, aber es ist bemerkenswert, daß Herr v. Berger nicht wußte, daß Mahler gestorben war, daß man es vor ihm verheimlichte und daß er es erst aus seinem Nachruf erfuhr, denn es geschah in der Nacht, und man kann sagen, daß für Herrn v. Berger zwar nicht der Tod Mahlers, wohl aber sein Nachruf überraschend kam. In einem Staate, dessen Katholizismus das Gefühl und nicht die Konvention beherrscht, wäre ein Hofbediensteter, dem solche honorierte Abscheulichkeit im Dienste der Presse nachgewiesen wurde, nicht eine Stunde länger auf seinem Posten. Wilbrandt, ein Vorgänger des Herrn v. Berger, einer, der wohl kein direktoriales Genie war, aber das Glück eines Star—Ensembles hatte, einer, der gewiß nicht seine Persönlichkeit hervortreten ließ, aber dafür auch nicht im Hintergrund geschwätzt hat, ist in Rostock gestorben. Hier kam einmal der Tod überraschend. Er war nicht von journalistischer Hand vorbereitet. Da man von Wilbrandts Erkrankung nichts gehört hatte und die Entfernung immerhin ein Hindernis ist, ging es relativ, sauber zu. Herr v. Berger hatte nichts vorrätig. Er mußte sich um neun Uhr abends hinsetzen und den Nekrolog fürs Morgenblatt schreiben. Er war — so fand ihn der Abgesandte —, »auf das tiefste erschüttert und vergoß Tränen um seinen Freund und Kollegen«. Es umstanden ihn aber auch die Vertreter aller andern Wiener Blätter und wollten einen Nachruf. Hier nun bewies er wirklich, daß er zwar kein Mark Anton sei, wohl aber ein Julius Cäsar. Für die Neue Freie schrieb er und zugleich diktierte er den andern, jedem etwas andres. Er hatte alle Hände voll zu tun. Wann kam er zum Weinen? Die Neue Freie erhielt ein Feuilleton, die andern bekamen jede eine Erinnerung, die als Beitrag des Herrn v. Berger am nächsten Morgen erschien. Nicht ein Satz wiederholte sich. Hier Wilbrandt als Dichter, dort als Förderer der Hohenfels, hier das poetische Fluidum, dort das Aroma der Persönlichkeit. Er schrieb, diktierte, weinte. Nachdem er sich gefaßt hatte, bekam die Neue Freie ein zweites Feuilleton. Der Tod Wilbrandts betrug im Ganzen vierhundert Kronen. Eine Summe, für die Herr v. Berger glatt nach Rostock zum Begräbnis hätte reisen können, umso leichter, als die Intendanz die Reisekosten bezahlt hätte. Herr v. Berger hat die Fahrt unterlassen. Er hat auch keinen Vertreter nach Rostock geschickt. Die Burgtheaterregisseure drängen sich mit ihrer Persönlichkeit nicht vor. Herr v. Berger sagte: ich könnte schon, aber ich will nicht! Das Publikum, das zum Begräbnis Wilbrandts geladen wird, darf nicht Berger vorgesetzt bekommen.

»Gerade gegenüber dem, immer kühner werdenden Eindringen eines selbstherrlichen Subjektivismus ist es die Aufgabe wahrer Burgtheaterkunst, den vielleicht weniger sensationellen und die Neugier reizenden, aber darum doch wertvollen objektiven Stil zu pflegen.«

Einfache Begräbnisse zu bieten, aus denen nicht der Baron Berger herauschaut! Aber auch hier bleibt wieder eine Frage offen. Nämlich, ob nicht dieses gänzliche Unterdrücken der persönlichen Note Sache einer schlechten Erziehung ist. Und ob es nicht geradezu aufreizend ist, diese taktvolle Zurückhaltung beim Begräbnis eines ehemaligen Burgtheaterdirektors mit »Amtsgeschäften und Repertoirrücksichten« zu entschuldigen und sich zugleich seine Pietät von der Neuen Freien Presse honorieren zu lassen. Herr v. Berger, der dem Begräbnis des Burgtheaters persönlich beiwohnt, konnte keinen seiner Regisseure nach Rostock entsenden, weil er die »Rote Robe«, den »G'wissenswurm« und »Anna Karenina« aufzuführen hatte. Wilbrandt, der die Amtsgeschäfte und Repertoirrücksichten des Burgtheaters gekannt hat, war bescheiden genug, im letzten Spielmonat der Saison zu sterben, wodurch er hoffen konnte, seinem Freunde Berger Gelegenheit zu geben, ein wenig aus dem Hintergrund hervorzutreten. Auch durfte er glauben, daß es bei dem Defizit des Burgtheaters auf die Reisekosten nicht mehr ankommen werde. Er hat sich getäuscht. Ein Regiment sendet eine Abordnung, wenn ein früherer Kamerad in einer anderen Stadt begraben wird; Herr v. Berger ist entschlossen, siebenhundert Kilometer über Wilbrandt zu schreiben und über die Rückfahrt sprechend fortzufahren. Dem Publikum macht es nichts, der Intendanz kostet es nichts und der Neuen Freien Presse ist es lieber. So steht der Freiherr v. Berger bescheiden im Hintergrund, seiner Zeit ein Beispiel, wie man am Schreibtisch die Toten begräbt und im Konversationszimmer ihr Werk fortsetzt, spricht, schreibt und diktiert, und wenn er sich nicht gerade an der Tradition des Burgtheaters festhält, so wirft ihn der Hauch eines Redaktionsdieners um.

* * *

DRYADEN GESUCHT

[Die Künstlerkolonie auf dem Kobenzl] Die Arbeiten sind bereits so weit gediehen, daß mit vollster Bestimmtheit damit gerechnet werden kann, daß die Kolonie am 15. Oktober bereits ihrem Betriebe übergeben werden kann. Das vom Architekten Ohmann entworfene Hauptgebäude umfaßt zwei Stockwerke ... Äußerst pittoresk wird der anschließende Naturpark, der 12.485 Quadratmeter einnehmen wird, gehalten sein. Er soll eine arkadische Landschaft darstellen, deren Kastanien-, Eichen-, Kiefer- und Föhrenwäldchen von Bächlein und Goldfischteichen durchzogen sein werden. In der Mitte des Parkes wird sich ein von vier Löwen getragener mykänischer Tempel erheben, der auf einer Felsgrotte aufgebaut sein wird. Zahlreiche allegorische Figuren, welche die Naturgötter und die vier Jahreszeiten symbolisieren sollen, werden in dem Parke aufgestellt sein, gegen dessen Südabhang Äcker und Weideland und ein Weingarten anschließen werden. Diesen werden die Kunstschüler selbst bearbeiten ... Professor Delug hat bereits vier Kühe, zwei Pferde, viel Geflügel und Schweine angekauft, die *teils als Modelle, teils als Haus- und Nutztiere* verwen-

det werden. Ganz besonders wird die Pflege der Mandolinen getrieben werden, da Professor Delug die Absicht hegt, Künstlerausflüge mit Mandolinen zu arrangieren. Die Verfassung des Künstlerstaates wird die republikanische sein. Aus ihrer Mitte heraus werden die Akademiker ihren Vorgesetzten wählen und Professor Delug wird sich nur darauf beschränken, künstlerisch—technische Anweisungen zu geben ...

Auf die Frage, ob es ihm lieber sein werde als Modell oder als Haus— und Nutztier verwendet zu werden, gab ein Schwein zur Antwort: Solchen Malern diene ich lieber gleich als Nutztier. Für ihre Schinken bin ich mir zu gut!

* * *

ER HAT GESEHEN

Dem Freudentag von Wien wurde von der liberalen Presse eine bei weitem ausführlichere Würdigung zuteil als dem Schreckenstag von Drohobycz. Und doch wiegen die vierzig Menschenleben, die dort vernichtet wurden, schwerer als die ganze Freiheit, die für den Ringstraßenkorso gerettet ist. Das andere Ereignis wird ausschließlich vom malerischen Standpunkt betrachtet. Die gesunde Verdauung des Wahlsieges wurde durch den anschaulichen Bericht, den ein Künstlerhausmaler namens Jehudo — nicht Jehuda — Epstein aus Drohobycz lieferte, nicht im geringsten gestört. Man höre:

Im »Hotel Scholz«, wo ich logiere, war ich auf dem Balkon nur zirka 20 bis 22 Meter von den Soldaten, die geschossen haben, entfernt und war auch im Laufe des ganzen Tages in der Lage, alles, was vor dem Wahllokal vorging, auf das genaueste zu beobachten. Ich bin vom Frühstück gegen 9 bis $\frac{1}{2}$ 10 Uhr nach Haus gekommen und bin ununterbrochen bis $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ 1 Uhr auf dem Balkon gewesen, in der Menge herrschte eine ungeheure Aufregung. Heulen und Johlen erscholl von allen Seiten und Reden wurden gehalten mitten in der Menge und von einem der Balkone des »Hotels Scholz«. Ich habe gesehen, wie die Menge Arretierte befreien wollte, und wie die Gendarmen die Läufe ihrer Revolver der Menge entgegenhielten. Ich habe gesehen, wie man einen Menschen prügelte, der sich nur schwer mit der Hilfe eines Gendarmen in ein Geschäftslokal flüchten konnte. Ich habe gesehen, wie Fensterscheiben eingeworfen worden sind und wie das Agitationsbüro, welches sich gleich beim »Hotel Scholz« befindet, gestürmt worden ist ... Kavallerie unternahm, soviel ich gesehen habe, dreimal den Versuch, die Straße zu räumen, ohne Erfolg. Ein Hagel von Steinen ging auf die Reiter nieder, ich sah faustgroße Steine Soldaten auf den Kopf treffen; mit abgebrochenen Stuhlbeinen bewaffnet, hieb die Menge auf die Pferde ein und durch Geschrei und Johlen suchte man die Pferde scheu zu machen ... Die Lage war aber so kritisch, daß ich befürchtete, daß jeden Moment von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht werden könnte. So war die Situation bis gegen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ 1 Uhr, da ging ich zu Mittag speisen und kehrte Punkt 2 Uhr ins »Hotel Scholz« zurück ... Ich empfang im Hotel den Besuch zweier bekannter Herren, die ich einlud, mit mir vom Balkon aus die Vorgänge zu beobachten ... Es sind meiner Schätzung nach 200 Schüsse abgegeben

worden ... Angesichts der damals ruhigen Haltung der Menge waren wir der Meinung, daß Schreckschüsse abgegeben worden sind und wir blieben ruhig auf dem Balkon stehen. Ich war im Moment des Feuers mit dem Gesichte zum Militär gewendet und sagte lachend zu den beiden anderen Herren: »Wie das lustig geknattert hat!« Aber schon sahen wir zu unserem Entsetzen die Straße mit Toten und Verwundeten besät ... Das habe ich mit meinen Augen gesehen und habe die Überzeugung gewonnen, daß hier ohne jeden wichtigen Anlaß auf friedliche, unschuldige Menschen geschossen worden ist ... Der entsetzliche Anblick der zerfetzten Leichen, die vor meinen Fenstern und unter meinem Balkon herumlagen, die erschütternden Szenen, die sich da abspielten, gehören gewiß nicht in den Rahmen dieses Berichtes. Ich kann indessen nicht umhin, eines zu erwähnen. Als sich die Menge etwas von ihrem Entsetzen erholte und die Toten und Verwundeten sah, lief ein jeder verzweifelt und wehklagend zu den Seinigen, um ihnen nach Kräften zu helfen. Aber Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett bedrohten die Leute und jagten sie davon ... Als wir uns von unserem Entsetzen etwas erholt hatten, standen wir verzweifelt und händeringend auf dem Balkon ...

* * *

DIE WEIBER

können jetzt nur mehr ihres Lebens froh werden, wenn sie den Männern die Notwendigkeit des Geschlechtslebens bestreiten. In der Versammlung einer Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, einer von jenen, die immer skandalös verlaufen, weil sich die Männer nicht trauen, sie ohne Delegierte von Frauenvereinen abzuhalten, erklärte ein Stockholmer Arzt, daß er es nicht verstehe, wie man trotz der schlechten Erfahrungen der Geschichte jetzt ein neues Mönchsideal aufrichten wolle. Er betonte, daß die Enthaltensamkeit zu schweren körperlichen und geistigen Gefahren führen kann, so daß es ganz unbegreiflich erscheint, wie man unter denkenden Menschen sich über diese Frage überhaupt noch streiten könne.

Ein Berliner Arzt schilderte

die schweren körperlichen und seelischen Gefahren der Abstinenz und wies vor allem auf die Verirrungen hin, die eine erzwungene Abstinenz notwendig zur Folge haben müsse.

Da erhob sich Frau v. Scheven (Dresden)

und protestierte gegen die *Unterstellung*, als ob die sexuelle Abstinenz notwendig zu Verirrungen führen müßte. Diese Schlußfolgerung sei *roh*. Im Namen der unverheirateten und *tadellos lebenden* Frauen protestiere sie mit aller Entschiedenheit gegen *solche beleidigende Unterstellungen*.

Da erhob sich Frau Henriette Fürth (Frankfurt a M.)

und warnte davor, der Sexualität eine zu große Bedeutung beizumessen. Die Sexualität habe gar nicht die übertriebene Wichtigkeit, die man Ihr beimißt.

Gott, das ist ganz subjektiv. Bei den einen ist es so, bei den andern wieder so. Was mich betrifft, so halte ich eine Gesellschaft von Ärzten, die sich dergleichen anhört, für feiges Gesindel, nicht wert, von ein paar tüchtigen

Masseusen durchgepeitscht zu werden. Delegierte Weiber kann ich nun einmal auf den Tod nicht leiden, weil das Wort von *delego* und nicht von *diligo*¹ kommt. Der Ernst des Lebens wird mich für einen Zyniker halten, aber wie wohl gerade ich den Mönch dem Lebemann vorziehe und mir ganz gut denken kann, daß man auf die Mitwirkung der Frauen nicht nur dort verzichtet, wo es sich um wissenschaftliche Dispute handelt, muß ich doch, und wenn man mich vierteilt, bekennen: jene sind die besten, von denen am wenigsten in Versammlungen gesprochen wird und zu deren Namen man nicht nur Dresden und Frankfurt, sondern die volle Adresse angeben kann.

* * *

DAGEGEN DIE PRÄSIDENTIN DES FRAUENKOMITEES DES ÖSTERREICHISCHEN BÜHNENVEREINS,

die geht ihren Kolleginnen mit gutem Beispiel voran. Jetzt, wo sich alle Frauen wie ein Mann erheben, um Protest einzulegen gegen die Schmach, die ihrem Geschlechte angetan wird dadurch, daß die Männer dafür sind — jetzt hat die Präsidentin einen Beweis der Unnahbarkeit geliefert, der in den Annalen einzig dasteht und deshalb verdient hat, im Neuen Wiener Journal verzeichnet zu werden. Unter dem aufsehererregenden Titel »Schneidige Abfertigung eines Liebhabers durch Lucie König« ist dort wörtlich der folgende Originalbericht erschienen:

Von der Präsidentin des Frauenkomitees des Österreichischen Bühnenvereins erhalten wir folgenden Brief aus Budapest: »Hochverehrte Redaktion des 'Neuen Wiener Journals', Wien. Als Abonentin Ihres geschätzten Blattes will ich folgende Episode, die mir hier passierte, in Ihren Spalten veröffentlichen. Ich trete zur Zeit im Jardin de Paris in Budapest auf. Am Montag dieser Woche erhielt ich nun von einem mir unbekanntem Herrn, welcher mich tags zuvor bewunderte, einen glühenden Liebesbrief, welcher zu deutliche Liebesbezeugungen enthält, *um ihn der Öffentlichkeit preisgeben zu können*. Außer der Schilderung seiner perversen Liebesneigungen bietet das in Rede stehende Schreiben eine ansehnliche *Summe*, die der betreffende Herr jedesmal bereit war, für sein Vergnügen zu entrichten. Ich nahm mir nun vor, diesen Brief nicht stillschweigend *wie schon so manchen andern* hinzunehmen, sondern an dem Absender ein Exempel zu statuieren. Es gelang mir dies auf folgende Weise: ich wohne hier bei einer mir gut befreundeten Familie und bat den Herrn, mich bei dieser um ½ 5 Uhr nachmittags aufzusuchen. Nichts Böses ahnend, stieg er, schwer keuchend, die vier Stöcke zum Rendezvous hinauf. Als er oben angekommen, bat ich ihn, Platz zu nehmen, um sich von den Strapazen des Stiegensteigens zu erholen. Dann erklärte ich ihm mit der freundlichsten Miene, daß ich ihn nur deshalb über die vier Stockwerke ohne Lift bemüht habe, um ihm persönlich meine Antwort auf seinen frechen, impertinenten Brief geben zu können. Was ich ihn nun alles Schmeichelhaftes nannte, entzieht sich der vielen Beleidigungen und Kosenamen halber der Öffentlichkeit. Das eine aber kann ich Ihnen versichern, daß es zu keiner der in letzter Zeit so usuellen Ohrfeigenaffären kam, *da ich in der Lage bin, meine Angelegenheiten auch ohne beschützenden Freund auszutragen*. Der Knalleffekt meiner Rache war bloß die Aufforde-

¹ beauftragen, hinsenden bzw. hoch achten, lieben

rung an den Verblüfften, mir auf das Polizeikommissariat folgen zu wollen, damit ich seinen wahren Namen und Stand erfahre, um sein Vorgehen der Öffentlichkeit preisgeben zu können. Die Wirkung war überraschend. Händeringend bat mich der verunglückte Liebhaber auf dem Wege zur Behörde, von meinem Vorgehen abzulassen, da ich ihn sonst, für sein Leben ruinieren würde. Die Zerknirschung des Mannes und seine aufrichtige Reue flößten mir derartiges Mitleid ein, daß ich von meinem Vorhaben abließ. Da wir aber gerade ein Postamt passierten, trat ich mit ihm ein und fragte ihn, ob er zu einer pekuniären Strafe bereit sei. Freudestrahlend erklärte er sich mit jeder Sühne einverstanden, worauf ich ihn zur Zahlung von fünfzig Kronen an das Frauenkomitee des Österreichischen Bühnenvereines, dessen Präsidentin ich bin, verurteilte. *Unzählige Dankesworte flossen über seine bleichen Lippen* und er versicherte mir, nie mehr einer Künstlerin auf die geschilderte Art einen Antrag stellen zu wollen, da ich ihm nun die Überzeugung beigebracht hatte, daß es auch beim Kabarett *Damen* gebe. Ich hoffe, daß mein Beispiel bei meinen lieben Kolleginnen Nachahmung findet, damit die Herren ein wenig vorsichtiger werden mit ihren Liebesbezeigungen gegenüber Künstlerinnen, die, obwohl sie auf der Bühne sehr *pikante* Sachen vortragen, im Leben trotzdem so seriös veranlagt sein können wie jede andere Dame der Gesellschaft. — Hochachtend Lucie König.«

Fraglos, daß der Zenit der Versauung des öffentlichen Geschmacks mit der Publikation dieses Originalberichts — wenngleich sich sicher kein anderes Blatt außer dem des Lippowitz dazu hergegeben hätte — erreicht ist. Abgesehen von der Bemerkung über den beschützenden Freund, die sich offenbar gegen eine talentiertere Kollegin richtet, und mit Ausnahme der »pikanten« Sachen ist kein weiblicher Buchstabe darin enthalten. Man müßte denn die Ahnungslosigkeit sympathisch finden, mit der hier nicht nur das Unglaubliche selbst, sondern die Nötigung zu einer Geldbuße bei sonstiger polizeilicher Anzeige — nach österreichischem Strafgesetz eine Erpressung — eingestanden wird. Daß die Wonnen, die die Dame der Gesellschaft dem zerknirschten Masochisten bereitet hat, vielleicht mit fünfzig Kronen nicht überzahlt sind, ahnt sie nicht. Denn sie ist Frauenrechtlerin. Solche Dinge geschehen in Budapest und sind in Wien druckfähig. So vollziehen Kabarett Damen, die nur im Amt die Dessous zeigen, ihren Einzug in die Gesellschaft. Eine, die singend »ich bin eine anständige Frau« beteuert, hat auch den Ehrgeiz, es »im Leben« zu sein und setzt es in die Zeitung. Eine, die auf der Bühne sich selbst »Kind, du riechst so gut« bestätigt, wendet sich an das Neue Wiener Journal, wenn sie einen Herrn im Parkett aufgeregt hat. Und nur aus Sittlichkeitsrücksichten nimmt sie davon Abstand, seinen Brief zu veröffentlichen. Wie ein Abgeordneter nicht Verwaltungsrat sein darf, so verfechten jetzt Schauspielerinnen die Inkompatibilität zwischen Bühnengeilheit und Lebensgeilheit. Das wird nur den Talentlosen gelingen, und wenn sie durch ihre von politischen Masochisten oder sonstigen Trotteln unterstützte Agitation es zuwege bringen, die Temperamente einzuschüchtern, so werden die Theater gesperrt werden und die Damen werden die Genugtuung erleben, daß ihre seriöse Veranlagung auch zwischen sieben und zehn nicht mehr bezweifelt wird. Man wird es sich überlegen, Damen nachzugehen, die mit gutem Beispiel vorangehen. Wenn es allgemein Nachahmung finden sollte, so würde sich zunächst ein Übergangsstadium herausbilden. Es besteht nicht die Gefahr, daß die Herren sogleich mit der strengsten Maßregel vorgehen würden, nämlich die Anträge über-

haupt nicht zu stellen. Aber da sie nicht Gefahr laufen wollen, mit der Polizei oder mit dem Neuen Wiener Journal in Konflikt zu kommen, so würden die Kupplerinnen zu tun kriegen. Was auch das Vernünftigste und für beide Teile Unverbindlichste ist. Eine wohlmeinende Sozialpolitik war es, die den Zwischenhandel ausschalten wollte, um den vollen Ertrag denen zukommen zu lassen, die ihn verdient haben. Gewiß, die Beschwerdeführerin wird immer zu jenen gehören, die auch einen indirekten Antrag perhorreszieren. Sie hat es bewiesen, daß sie nichts dagegen hat, wenn man ihr das ausdrücklich bestätigt. Ob es ein Vorzug ist, das zu entscheiden ist Sache der Weltanschauung. Aber wenn sie selbst recht täte, die Kolleginnen zur Flucht aus dem Separée zu ermuntern, so hat sie doch übersehen, welche Gefahr darin liegt, daß die Kolleginnen auch dem Beispiel einer Flucht in die Öffentlichkeit folgen könnten. Die gute Sache könnte zu einer Reklame mißbraucht werden. Dem Neuen Wiener Journal ist es schon zuzutrauen, daß es die Beschwerde einer Unzugänglichen mit vollem Namen und Adresse bringt oder etwa, um die Dame nicht zu kompromittieren, schreibt:

»Eine alte Abonnentin teilt uns mit, daß sich gestern nachmittags um 5 Uhr auf der Ringstraße eine aufsehenerregende Szene abgespielt hat. Ein Herr, der sie schon die längste Zeit verfolgte, näherte sich ihr endlich mit der Frage 'Woher kennen wir uns, Fräulein?' Sie aber antwortete schlagfertig: 'Pardon mein Herr, das muß ein Irrtum sein!' Dem Wüstling, der mit seinen perversen Anträgen an die unrichtige Adresse gelangt war, blieb nichts übrig, als sich nach dieser schneidigen Abfertigung sofort zu entfernen. Name und Adresse der Absenderin sind der Redaktion bekannt.«
Spitzmarke: »Auf offener Straße angesprochen«.

Wenn aber die Neuerung einmal durchdringt, wird es im Interesse der Gleichberechtigung nicht mehr hintanzuhalten sein, daß auch die männlichen Abonnenten ein Beispiel geben. und ihre seriöse Veranlagung in Beschwerden geltend machen. Etwa so:

»Als ich eben in die Kärntnerstraße einbiegen wollte, näherte sich mir eine Frauensperson mit der Aufforderung, mitzukommen, weil sie mir etwas zu sagen habe. Ich weigerte mich entschieden.« —

Aber das sind Scherze, und das Leben, das Leben ist doch so seriös veranlagt!

* * *

DIE SCHÖNHEIT, DER TOD UND DAS GESINDEL

Ich hatte die Sätze niedergeschrieben:

Eine Schönheit ist gestorben. Darauf legt der Journalismus wenig Wert. Was bedeutet es dem Auswurf, der davon lebt, daß die Schönheit gestorben ist? Eine Lokalnotiz oder nicht einmal die. Wie sich je nach der sozialen Schmutzfarbe die Presse in solchem Falle schlecht benimmt, daran wird der Unterschied zwischen einem Skandalblatt und einem Bildungsblatte deutlich. Die einen bedauern, daß sie gelebt hat, die andern bedauern nicht, daß sie gestorben ist. Die subalterne Gehässigkeit der bürgerlichen Moral entrüstet sich über den Tod der »Lebedame«, rechnet ihr die Einkünfte nach und hält sich schadlos durch die Eröffnung, daß nichts zurückgeblieben ist. Sie findet ihren Ausdruck im Neuen Wiener Journal und ihre Diskretion in der Neuen Freien Presse. Unter den schmierigen Fingern, die es nicht erwarten können,

sich über »das Ende einer Wiener Lebedame« herzumachen, zerfällt der reichste Inhalt in Klischees. Es ist, als ob sie den Tod beschmierten, der es sich endlich einmal überlegen sollte und nicht immer nur dem Leben die Freude, sondern den Bürgern die Schadenfreude verderben müßte.

»Die größten Juweliere Wiens bekamen Aufträge zur Lieferung von kostbarem, reichem Geschmeide, die ersten Konfektions— und Wäschehäuser besorgten die Garderobe für die Dame«. Aber das ist nicht etwa das Lob einer Existenz, die mehr zur großstädtischen Kultur beiträgt als sämtliche Gemeinderatsbeschlüsse, sondern ein in notdürftiges Deutsch gepreßtes »Sehderanda, aufgewachsen bei Boutons und Jupons!«

»In Begleitung ihrer Verehrer machte sie weite Reisen. im Sommer war sie in den fashionabelsten Kur— und Badeorten, in Karlsbad und Ostende, in Franzensbad und Scheveingen zu sehen. Einen kurzen Teil des Winters verbrachte sie in Wien und begab sich dann an die französische Riviera, wo sie bis zum Frühling verblieb. Den großen Aufwand bestritten *natürlich* ihre Verehrer.«

Aber das ist nicht etwa Information, sondern die Belehrung des Bürgers durch alte Erfahrungssätze. »Ihre Schönheit ermöglichte ihr, sorgenlos zu leben«. Mit Verachtung schreibt es die Häßlichkeit nieder. Dafür bleibt dieser wieder manches erspart: »Zu Zeiten, da sie ohne Gesellschaft dastand, mußten Juweliere und Modosalons borgen.« Man denke. Aber bemerkenswert an diesen posthumen Eingriffen ins Privatleben ist das Vertrauen in die soziale Feigheit der »Verehrer«, die sich nicht wie es rechtens wäre, mit der Hundspeitsche in der Hand zum Andenken der »Lebedame« bekennen werden.

»Claire Wiener starb, als sie auf der Höhe ihres Liebes— und Lebensglückes stand. Die qualvollen Jahre der Entbehrung, die sich in solchen Fällen immer einstellt, wenn die äußeren Reize geschwunden, blieben ihr erspart ... «

So geht es immer, der Tod nimmt das Hilfszeitwort und setzt drei Punkte an den Schluß. Eine versöhnliche Stimmung bemächtigt sich der Tugend, die nun nicht mehr wütend ist, da sie erfährt, daß auch die Schönheit nicht von Bestand ist und der Tod jede Schneiderrechnung ausgleicht. Diesem Bedürfnis kommt das Neue Wiener Journal entgegen. Die Neue Freie Presse aber begräbt eine weibliche Frau auf dem Friedhof der Namenlosen. Ihr Tod ist zwar für jenes gesellschaftliche Interesse, dem die Kleine Chronik dient, erheblicher als der eines Mitglieds der Akademie der Wissenschaften, ihr Dasein war kulturell wichtiger als das eines deutsch—freisinnigen Abgeordneten und ihr Gesicht war schöner, als selbst das des Hirsch in der Jagdausstellung — macht nichts, nicht genannt soll sie werden. Denn sie war zwar eine Jüdin und die Juden konnten stolz sein, daß eine von ihnen es so weit gebracht und vor dem internationalen Geschmack das Wiener Schönheitsideal für die bekannten Zumutungen der Quantität rehabilitiert hat. Aber sie hat einen Fehler gehabt: sie hat sich für Politik nicht interessiert, sich jenes natürlichen Agitationsmittels bedient, das heute ihrem Geschlecht nicht zusteht, und es unter-

lassen, vom Pariser Sterbebett die Neue Freie Presse in ihrem Kampf gegen das Wahlkompromiß zu bestärken.

*

Dies hatte ich notiert, ehe eine Tatsache gemeldet wurde, die allerdings noch erfreulicher ist als der liberale Wahlsieg. Der Tod hat es sich wirklich überlegt, und das liebe Fräulein kam mit dem Nekrolog davon. Dieser soll infolge einer Verwechslung eingetreten sein. Man wird hoffentlich Gegenmittel anwenden und wenigstens das Bedauern der Moral erzwingen, daß sie eine totgesagt hat, die sie um ihres Lebens willen bedauerte. In diesem Falle sollte es aber auch möglich sein, mit dem Berichtigungsparagraphen ein Blatt zum Widerruf seines Schweigens zu bringen.

* * *

DER HEILIGE VOLLBART

»Die Obsthändlerin Pasqua di Linardo war gestern beim Bezirksgerichte Josefstadt angeklagt, den in Tarnopol wohnhaften Kaufmann Pinkas Wolf in seiner Ehre empfindlich verletzt zu haben. Nach Inhalt der von Dr. M. vertretenen Klage hat die Angeklagte am 15. Mai dem Kläger, der bei ihr einen Einkauf machte, mit einer Schere die beiden Enden seines Vollbartes abgeschnitten und ihm, als er sich darüber aufhielt, gedroht, sie werde ihm auch die übrigen Barthaare abschneiden. Herr W., der streng orthodox ist, erstattete gegen Frau L. eine Anzeige, in der er das Abschneiden der Barthaare als leichte Körperverletzung, überdies aber als schwere Ehrenbeleidigung qualifizierte, da es für orthodoxe Juden der größte Schimpf sei, wenn ihnen jemand gewaltsam die Enden der Bart— oder der Kopfhaare wegschneide. Der staatsanwaltliche Funktionär lehnte es ab, gegen Frau L. eine offiziöse Anklage zu erheben, worauf der Anzeiger durch seinen Vertreter eine Subsidiaranklage wegen Körperverletzung und Ehrenbeleidigung erhob. In der gestern vor dem Bezirksrichter Dr. B. durchgeführten Verhandlung erklärte Dr. L. als Verteidiger der nicht erschienenen Angeklagten, daß diese dem Kläger nur unversehens zwei Barthaare weggeschnitten habe, als sie sich mit einer Schere die Fingernägel putzte. Es sei, erklärte der Verteidiger, der Angeklagten nicht im Traume eingefallen, den Kläger zu beleidigen, und sie habe keine Ahnung, daß den orthodoxen Juden die Enden der Haupt— und Barthaare besonders heilig seien. Zwei Zeugen, Angestellte der Angeklagten, bestätigten deren Verantwortung. Der Klagevertreter Dr. M. beantragte die Vorladung eines Rabbiners als Sachverständigen darüber, daß die orthodoxen Juden auf die Enden der Kopf— und Barthaare das größte Gewicht legen und es als besonders schimpflich ansehen, wenn ihnen ein Dritter gegen ihren Willen diese Haare wegschneide. Der Richter lehnte diesen Antrag ab, da die unter Beweis gestellte Tatsache dem Gerichte als notorisch bekannt sei, beschloß dagegen, den in Tarnopol wohnhaften Kläger im Requisitionswege als Zeugen vernehmen zu lassen, und vertagte zu diesem Zwecke die Verhandlung.«

Wahrscheinlich wird also die Ehrabschneiderin bestraft werden. Diese Pasqua di Linardo, die sich mit einer Schere die Nägel geputzt und geglaubt hat, daß es in Einem gehe, hat nicht bedacht, daß jetzt in Wien wieder eine

Aufklärung obligat ist, die es europäischen Richtern wohl gestattet, ihre Zeit dem rituellen Schutze der Bartenden zu widmen und der Frage, was man beschneiden darf und was nicht. Und doch ist sie eine Vorkämpferin. Ich möchte ihr Mut machen, mit der Schere durch die Kärntnerstraße zu gehen und jenen Herren, welche die Manneszier als Verkehrshindernis spazieren führen, ein wenig zu helfen. Oder is besser, sie schneidet ihnen gleich den Kopf ab. Mir ist auch der nicht heilig! Ich will dieser Pasqua Zeuge sein, daß sie dem Fortschritt ehrlicher gedient hat als selbst die Rosenberg.

* * *

EIN WAHRWORT

das ein Richter spricht, verachtet der Reporter nicht:

Am 4. Mai brach im Burschenzimmer des Restaurateurs Eduard Sch. ein Brand aus, bei dem der dort schlafende Hausknecht Ludwig M. nur mit Mühe aus dem in Brand geratenen Bette gerettet werden konnte. M., der etwas angeheitert war, dürfte als passionierter Raucher sich mit der brennenden Zigarette niedergelegt haben, wodurch, da er einschlief, das Bett in Brand geriet. M. wurde schon früher einmal aus dem brennenden Bette herausgeholt. Der wegen feuergefährlicher Handlung angeklagte Hausknecht gab gestern vor dem Bezirksgerichte Leopoldstadt an, daß er einen Rausch hatte und sich an gar nichts erinnern könne. Bezirksrichter Dr. T. sprach den Angeklagten frei, da ein Nachweis seiner Schuld nicht erbracht werden konnte. »Jedenfalls«, bemerkte der Richter, »empfehle ich Ihnen, künftig vorsichtiger beim Rauchen zu sein.«

* * *

DER BEKANNTE SEELISCHE KAMPF

Der Mordprozeß Bartunek hat neben dem Rüpelspiel, das bei Justiztragödien mit weiblichen Hauptrollen nun einmal unvermeidlich ist, eine rührende Episode gebracht. Der bekannte Herr Stukart, ein Regierungsrat, der als Zeuge einst unter Tränen seine erotische Unschuld beteuert hat, gab diesmal die folgende unverfängliche Schilderung:

Später habe ich mir Frau Bartunek allein auf ein Zimmer genommen, um in rein moralischer Weise auf sie einzuwirken. Nach längerer Zeit hat sie den Kopf hängen lassen, die Tränen sind ihr übers Gesicht gerollt; da habe ich gesehen, jetzt beginnt der bekannte seelische Kampf, den jeder Schuldige mit sich auszukämpfen hat. Ich habe sie in dieser Situation ganz ruhig gelassen, kein Wort zu ihr gesprochen. Erst als sie schon ganz gebrochen dasaß, habe ich sie leise bei der Schulter genommen, ihr den Kopf in die Höhe gehoben und gesagt. »Jetzt sprechen Sie das erlösende Wort!« Da hat sie mich mit ihren tränennassen Augen wie durch einen Schleier in einer Weise angesehen, daß mir selbst ganz warm geworden ist. — (Große Bewegung. Die Angeklagte beginnt zu weine.)

Und ließ sie in der Lage drin. Aber diesmal war es an der Angeklagten zu weinen. Als sie von ihm ging, war sie schuldig. Und so wie es hier geschah,

geschah es auch in allen andern Fällen. Dieser Regierungsrat drückt sich eben im Verhör mit Delinquentinnen und auch nachher poetisch aus, weil er weiß, daß es in die Zeitung kommt, und nur so ist es zu erklären, daß sich die Verleumdung an seine Fersen geheftet hat. In Wirklichkeit ist immer sie schuldig und er unschuldig.

* * *

VOM KUNSTSINN DER BEAMTEN

»Das Unterrichtsministerium hat dem Schriftsteller Fritz ... ein Künstlerstipendium für Literatur verliehen.«

Nach einer bessern Version:

»Das Unterrichtsministerium hat dem Schriftsteller Fritz ... einen der Staatspreise für Literatur verliehen.«

Nach der besten Version:

»Das Unterrichtsministerium hat für das Jahr 1910 den Staatspreis für Literatur dem Schriftsteller Fritz ... verliehen.«

Solche Namen müssen wie eine Cochonnerie punktiert werden. Und es wäre dem Unterrichtsministerium dringend zu raten, daß es sich bei solchen Verlautbarungen gleichfalls punktieren läßt. Es handelt sich um die Unterstützung eines Analphabeten, der im Gegensatz zu den hunderttausenden, die noch in Galizien leben, nicht einmal Hunger leiden soll. Das ist keine jener kleinen Tatsachen unseres Staatslebens, die eine große Erbitterung zulassen, aber eine von jenen, die wie Flöhe beißen. Schließlich ist es doch unappetitlich, daß man so etwas zu lesen bekommt. Der Herr, an den hier etwas von meiner Einkommensteuer abfällt, ist durch einen Vortrag über »Medardus« bekanntgeworden, der mehr Hörer in die Flucht geschlagen als angelockt haben soll und bei dem die zahlreich anwesenden Toten des Stückes Krämpfe bekamen. Es lohnt sich gewiß nicht, so etwas zu zertreten, aber in Wien hat selbst die sterilste Kleinigkeit ihre Perspektive. Daß uns beim Anblick der Bauernfeldpreisgekrönten so oft übel wird, ist nicht beträchtlich. Denn es ist nicht unser Geld, das der akademische Schwachsinn zum Fenster hinauswirft, und an den markierten Cliques kann man ohne zu grüßen vorübergehen. Der Beamte aber, der auch nur fünf Kronen der Talentlosigkeit gibt, setzt unsere Langmut aufs Spiel. Wenn die Mäzene, welche Staatsgelder zu verschenken haben, nicht wissen, wo die Talente leben, denen man von Hunger und Arbeitsunlust helfen kann, dann haben sie zu knickern! Man wird ihnen eine Liste von Reportern zusammenstellen, die nicht zu unterstützen sind; von solchen, denen es ohnedies weniger auf das Geld als auf die Notiz ankommt, und die im Notfall auch mit einer Einverleibung in die Fideikommissbibliothek zu befriedigen wären. Jetzt muß es sich die Behörde gefallen lassen, daß aus einer milden Gabe, deren Empfänger man sich nicht genauer angesehen hat, im Handumdrehen der Staatspreis gemacht wird, und ein Ausländer würde sich den Buckel voll lachen, wenn er das Konterfei nebst Talentproben zu Gesicht bekäme, die der Staatsdichter in die illustrierte Presse hat einrücken lassen. Mit diesem Geleitbrief kann sich eine Null selbst weiter protegieren, und ein Verleger wird sich hüten, ihren Mist abzulehnen. Das großmütige Departement, das dem österreichischen Staat im Gegensatz zum preußischen den Ruf des »Kunstsinns« verschafft hat, arbeitet zur Entlastung der Concordia und es ist nur billig, daß wir dafür den sympathischen Namen »Milosch von Fesch« — der Träger ist ein schmucker Sektionschef — öfter als nötig unter den Personalnachrichten finden können. Wir wollen aber nicht, daß Dilettanten, und

wenn sie selbst nichts zu essen hätten, von amtswegen in ihrer Talentlosigkeit bestärkt werden. Saubere Staatsbürger werden künftig ihr Einkommen mit dem Vorbehalt fatieren, daß kein Heller den wohltätigen Zwecken des Unterrichtsministeriums zum Opfer fällt.

* * *

WAS DER DICHTER KANN

Eine Literaturkritik der Neuen Freien Presse:

[Im *Separée*.« Großstadtbilder von Dora Duncker. Verlag »Neues Leben«, Wilhelm Borngräber, Berlin.] Ungefähr ein Dutzend *feuilletonistisch stramm* zusammengefaßter Skizzen. Täglich begegnen wir Existenzen und Situationen, von denen zu erzählen *die Verfasserin sich der Mühe unterzieht*. Aber die wenigsten von uns haben den Scharfblick, mehr als das physische Bild in sich aufzunehmen. *Andere wieder sind zu indolent*, Geschautes innerlich zu verarbeiten, aus Gesehenem die Vergangenheit herauszukristallisieren, die Triebfedern der Gegenwart bloßzulegen und Zukünftiges zu deduzieren. *Wenn eine Kokotte kleineren oder größeren Stils, diskret parfümiert und spitzenrieselnd an uns vorüber ins Separée schlüpft und der First—class—Kellner einen Moment lang die gute Haltung verliert, wer bemerkt das? Wer hat da den Spürsinn für das Auf und Ab zweier Menschenschicksale? Und wenn wir vor dem luxuriösen Schaufenster eine aristokratische Männererscheinung in den »besten Jahren« ein junges Mädchen beobachten sehen, das er wohl im nächsten Augenblicke galant ansprechen wird, wem fällt wohl die seltsame Ähnlichkeit der beiden Gestalten auf und wer denkt daran, sie zu deuten? Dora Duncker weiß uns von all dem ...*

Sie unterzieht sich persönlich der Mühe. Die meisten andern Leute sind zu faul oder zu indolent. Es ist ein Kreuz.

* * *

ZU PFINGSTEN

gibts im Annoncenteil der Neuen Freien Presse auch Lyrik, wobei sich Sommerpracht auf Sternennacht reimt und so. Auch Opale kommen vor. Natürlich nur unter dem Strich. Über dem Strich ist der Ernst des Lebens: Odol, Fußwohl und so. Unten gibt es Wertheimer—Epigonen:

»Das tönende Schweigen trinkt jeglichen Laut.
Du hörst nur den Reigen, so seltsam vertraut«.

Oben aber heißt es:

»Viel wichtiger ist die Entfernung der Zahnsteinablagerungen und die Verhinderung der Neubildung desselben.«

Ohne Zweifel. Aber die Neue Freie Presse betrügt ihr Publikum nicht. Unten ist Lyrik; oben steht:

»Seither sind eine Reihe minderwertiger Nachahmungen aufgetaucht, vor welchen das Publikum gewarnt sei.«

* * *

EIN GSCHAFTLHUBER

Im Morgenblatt:

»Hermann Bahr telegraphiert uns vom Lido: Den besorgten Anfragen unserer Freunde diene zur Antwort, daß ich nach zuverlässigen Erkundigungen fest überzeugt bin, daß in Venedig überhaupt kein Cholerafall vorgekommen ist.«

Im Abendblatt:

»Am 1. d. wurde von der Ärztekammer von Venedig eine ausführliche Mahnung an die Bevölkerung plakatiert, welche in ihrem ersten Teil dringend ermahnt, keinen Cholerafall zu verheimlichen, und direkt gegen die Behörden den Vorwurf erhebt, daß sie nicht nur der Allgemeinheit, sondern selbst den Ärzten die bisher zu ihrer Kenntnis gelangten Fälle verheimlichen ... Bis zum 5. d. 10 Todesfälle ... 40 Familien in Beobachtung, 15 Cholerafälle (tags zuvor 30) konstatiert, und zwar nicht nur an Einheimischen, sondern auch an Fremden, indem 5 Gäste eines Hotels am Molo degli Schlavoni an Cholera erkrankten ... «

Herr Bahr meints ja gut, aber er ist zu vielseitig. Da kann es ihm denn wirklich passieren, daß er, weil er eben nicht überall zugleich sein 'kann, ein paar Cholerafälle übersieht. Den Riedauer Bauern, die einen einzigen Typhusfall verschweigen möchten, sieht er gewiß, trotz der Landsmannschaft, scharf auf die Finger; denn sie sind klerikal. Aber für die italienische Sanität hat er etwas übrig. Der österreichischen Post möchte er keine Briefe mehr anvertrauen; darum läßt er sich zu einem Telegramm hinreißen. Er kann sich, halb Wotan und halb Gesslers Altvater, im Badekostüm erst sehen lassen, wenn er Juden an den Lido lockt. Die Freunde haben besorgt angefragt, und er ist fest überzeugt. Aber es gehört zum Wesen der Cholera, daß sie sich gegen alle bessere Überzeugung durchsetzt, ja sogar den Dementis oft ihre Publizität verdankt. Herr Bahr hat Dalmatien entdeckt. Ich bin nach zuverlässigen Erkundigungen fest überzeugt, daß es Dalmatien seit damals überhaupt nicht gibt.

* * *

LUFTSCHMÖCKE

Die 'Zeit', die den Größenwahn hat, wenn sie von sich spricht, sich ohne Anführungszeichen zu nennen, wiewohl die Zeit, in der wir leben, noch immer nicht so miserabel ist wie die Zeit, die wir nicht lesen — diese war nie eine köstliche Zeit, sie ist nicht des Menschen Engel, heilt nicht alle Wunden und hat mit der andern höchstens gemeinsam, daß sie aus den Fugen ist, daß sie sich ändert, daß sie Geld ist und daß sie immer die Zeit der schweren Not war — die 'Zeit' also interessiert sich lebhaft für die Luftschiffahrt. Wenn aber schon die andere Zeit, die, in der wir leben, tagtäglich beweist, daß ihre Gehirnkonstruktion den aviatischen Zufällen nicht gewachsen ist, indem es doch lächerlich ist, Omnibusgeister sich einen höheren Betrieb zulegen zu sehen, so muß sich das an ihrer journalistischen Doppelgängerin doppelt peinlich bemerkbar machen. Tatsächlich können wir sehen, wie sich hier bereits alle Widerwärtigkeiten einer ornamentalen Berichterstattung in ein ausgeprägtes Luftschmocketum verflüchtigt haben. Und es ist die alte irdische Kriecherei, nur daß sie sich in einer höheren Region abspielt. Wenn ein Aviatiker hinun-

terspuckt, stehen die Reporter mit offenem Maul da. Ein »kaiserlicher Rat« sticht dieser Sorte in die Augen, auch wenn er tausend Meter über dem Meeresspiegel liegt. Und ob ein Schnellzug oder ein Luftschiff kaputt wird, die alte Schmucknotiz, die ein Inserat unter Blumen verbirgt, sie ist zur Stelle:

... Baron Economo bewahrte jene gleichmäßige Ruhe, die seinem lebenswürdigen Charakter seinen besonderen Reiz gibt und die so vertrauenerweckend wirkt. Sie hatten alle aus Rücksicht auf die Trauer das Fliegen eingestellt. Nur dem unruhigen Rittmeister Umlauff v. Frankwell ließ sein Soldatenblut keine Ruhe, er mußte das Schicksal herausfordern. Und er stieg noch einmal in dem prächtigen, neuen Doppeldecker, System Lohner, auf und zog in einem wundervoll ruhigen und sicheren Flug über allen Köpfen hoch oben dahin, ein Zeichen des Selbstvertrauens und der menschlichen Kühnheit, die sich nicht brechen läßt. Man hatte die Empfindung, als ob der tollkühne Offizier dort oben dem eben vorbeigehuschten Schatten des Todes zurief: »Kumm her, wannst a Schneid hast.«

Der Tod hat sich in kein Gespräch eingelassen, soll aber dem Berichterstatte etwas zugerufen haben, was ein Pilot eben in der Übergangszeit einem unberufenen Frager antwortet. Ah woos usw.

* * *

EINE WAHRSCHEINLICHKEITSRECHNUNG

stellt der Feuilletonist Wittmann auf. Erzherzog Karl Franz, Thronfolger nach dem Erzherzog Franz Ferdinand, hat sich mit einer Prinzessin Zita von Parma verlobt. Das wird gesetzt. Demnach erscheint es möglich, daß sie einmal Kaiserin von Österreich wird. Aber auch »unerwartete Schicksalswendungen, wie sie fast immer, die kühnste Phantasie verblüffend, die Rechnung der Menschen durchkreuzen«, sind möglich. Darunter kann man sich den Tod, ein politisches Ereignis, den Einbruch der Chinesen oder den Weltuntergang vorstellen, möglich ist alles. Aber auch abgesehen von den unerwarteten Schicksalswendungen, »auch bei natürlichster, ruhigster Entwicklung der Dinge« scheint Herrn Wittmann die Thronbesteigung der Prinzessin Zita so weit voran im Dämmerlicht der kommenden Zeiten zu liegen, »daß sie dem Gesichtsfelde der wahrnehmbaren Zukunfterscheinungen kaum noch angehört.« Wieso?

»Der Kaiser lebt und wird noch lange leben, sein Nachfolger steht im kräftigsten Mannesalter, und so dürften wohl die Auserwählten, die einen dritten Kaiser erleben werden, gegenwärtig fast alle noch in den Händen ihrer Amme sich befinden.¹«

»Doch möglich bleibt möglich«, beruhigt sich Herr Wittmann, »und das Mögliche ist hier sogar das Wahrscheinliche, wenn wir es nicht unter dem ständigen Vorbehalt des Unberechenbaren das Sichere nennen wollen. Bei ungestörtem Verlauf der Nachfolge muß die junge Prinzessin usw.« Die Leser sind ganz paff darüber, daß die Rechnung doch ausgeht, und staunen über den Scharfsinn der Aufstellung. Sie ist in der Tat verblüffender als das Resultat. Denn abgesehen davon, daß für den Regierungsantritt eines dritten Kaisers nur das Regierungsende des unmittelbaren Vorgängers und nicht die Lebensdauer zweier Vorgänger maßgebend ist, erscheint das Alter der Unterta-

1 Das ging sogar viel schneller, als man erhofft resp. Befürchtet hatten. Die Dreingabe des Schicksals war, daß der dritte gleichzeitig der letzte Kaiser sein sollte.

nen, die den dritten Kaiser erleben werden, doch wohl zu niedrig gegriffen. Wenn sich nämlich diese Auserwählten gegenwärtig fast alle noch in den Händen ihrer Amme befinden, so müßte das gleiche auch von dem Erzherzog Karl Franz behauptet werden, was aber nicht stimmt, da er sich verlobt hat. Wenn es aber nicht behauptet wird, so wird stillschweigend angenommen, daß seine sämtlichen Altersgenossen von schwächerer Gesundheit sind als er und alle zwanzig jüngeren Jahrgänge früher sterben müssen, als er den Thron besteigt. Wenn es aber nicht angenommen wird, so kann nur gemeint sein, daß er von schwächerer Gesundheit ist als der Thronfolger und weil dieser erst im Mannesalter steht, seine eigene Thronbesteigung nicht erleben wird, wiewohl er erst im Jünglingsalter steht. Damit wäre aber noch immer nicht bewiesen, daß es auch seinen Altersgenossen unmöglich sein soll, einen dritten Kaiser zu erleben. Denn da diese jedenfalls jünger sind als der Thronfolger, so müssen sie — unter dem ständigen Vorbehalt des Unberechenbaren — den Nachfolger des Thronfolgers erleben. Aber auch die Altersgenossen des Thronfolgers können möglicherweise so lange leben wie dieser, wiewohl er erst im kräftigsten Mannesalter steht. Denn auch sie stehen im kräftigsten Mannesalter, und es ist deshalb sogar möglich, daß sie noch den Regierungsantritt seines Nachfolgers erleben. Wenn dies nur solchen vorbehalten wäre, die heute noch in den Händen ihrer Amme sind, so wäre es auch nur diesen vergönnt, bis zum Regierungsende des Thronfolgers zu leben. Aber auch dem Thronfolger wäre es nur dann vergönnt, sein Regierungsende zu erleben, wenn er in jenem zarten Kindesalter stände. Da dies nicht der Fall ist, sondern der Thronfolger bereits im kräftigsten Mannesalter steht, so müßte stillschweigend angenommen werden, daß seine sämtlichen Altersgenossen von schwächerer Gesundheit sind als er und alle vierzig jüngeren Jahrgänge früher sterben müssen, als er den Thron verläßt. Da dies aber nicht angenommen wird, so muß es nicht nur den Auserwählten, sondern auch denen, die heute im kräftigsten Mannesalter stehen — unter dem ständigen Vorbehalt des Unberechenbaren — möglich sein, bis zum Regierungsantritt des dritten Kaisers zu leben, während die im Jünglingsalter stehenden Altersgenossen des dritten Kaisers möglicherweise sogar diesen selbst erleben. Was zu beweisen war. Man sieht, daß Feuilletonisten in die Irre gehen, wenn sie sich aus dem Bereich sicherer Stimmungen auf das Gebiet schwankender Tatsachen begeben. Das wird in dem Stimmungsbericht über die Krönung des Erzherzogs Karl Franz hoffentlich nicht vorkommen. Die erlebt der Zifferer.

* * *

Für 2 österreichische Fürsten

tadellosen Rufes und Exterieurs, 45, resp. 26 Jahre alt, vermögend, werden von befreundeter Seite Anträge wegen Verehelichung entgegen- genommen. Nur zweifellos glänzende Offerten sind zu richten unter Chiffre »Oblige« an das Ankündigungs- Bureau dieses Blattes. 12355

Warum nicht? Warum sollen zwei gut erhaltene österreichische Fürsten, alter Adel, wie neu, nicht staunend billig in der Fichtegasse zu haben sein? Die alte Trödlerin hat alles. Die deutschfreisinnigen Damen, die sich im vordern Trakt politisch ausleben dürfen, müssen es gerade in diesen heroischen

Zeitläuften als Hauptspaß empfinden, daß ihnen hinten so etwas offeriert wird. Nur noch die Chiffre »Oblige¹« zeugt von verschwundner Noblesse. Aber die alte Wucherin ist ordentlich stolz: nachdem sie die Fürsten so weit gebracht hat, kommen sie zu ihr und wollen als Ganze angebracht werden. Sie wird schon machen. Sie hat fette Kunden, deren Töchter glänzende Offer-ten sind. Früher schon wurden Grafen zu Spottpreisen erstanden, warum soll-ten jetzt, wo es keine Vorurteile mehr gibt und der Börseaner, ohne sich et- was zu vergeben, ganz offiziell mit einer Durchlaucht verkehren kann, zwei Fürsten nicht auf einen Hieb angebracht werden? Die Neue Freie Presse wird es ermöglichen. Denn sie hat es ermöglicht. Es ist die Spezialität dieser Tröd-lerin, die Pelze schäbig zu machen, eh sie sie feilbietet.

* * *

»DER POLIZEIHUND LENI HAT SICH GEIRRT«

Auf Verlangen des Verteidigers erzählt Regierungsrat St. noch eine Episode mit dem Polizeihund »Leni«, der in das Haus, Jäger-straße 35, eine Blutspur verfolgte; deren Herkunft fand indessen eine natürliche Aufklärung. In dem Hause war eine Frau, deren Unwohlsein den Hund angelockt hatte. Der Hund war übrigens noch ungeübt und ermüdet.

Nicht doch, er war geübt, er war weise, er wollte jene Polizeimenschen beschämen, die da glauben, ein Weib blute nur dann, wenn es gestochen sei. Durch die Leni, die jetzt beschimpft wird, haben sie erst entscheidende Auf- schlüsse bekommen, daß es einen Unterschied gibt zwischen den Geschlech- tern und daß eine Kriminalistik, die darauf nicht Bedacht nimmt und die das Weib, diese lückenhafte Schöpfung, mit ihren Normen quält, des Teufels ist. Sie ist wohl imstande, Morden nachzugehen, aber sie kann dabei auf die Un- terstützung der Polizeihunde nicht mehr rechnen, denn diese gehen nicht mit, sondern apportieren ihr menschliche Erkenntnisse und führen sie so in die Irre. Die Leni hat nicht nur die Institution der Polizeihunde, sondern auch die der Polizeimenschen ad absurdum geführt, indem sie ihnen ein Blut verriet, das offenbar nicht von einem Morde stammte und deshalb von unbekannter Herkunft ist. Die Polizei aber sollte nicht nachträglich so tun, als ob sie ge- wußt hätte, was es bedeutet; sie war gewiß maßlos erstaunt und wahrschein- lich wurde in einer Bezirksleiterkonferenz beschlossen, sich künftig nicht täu- schen zu lassen, weil eben Blut Blut sei und die Regel der Mord. Dann aber dürfte ein Polizeibezirksarzt, der zweimal in der Woche das Leben kennen- lernt, erklärt haben, es sei doch nicht ganz so und es komme tatsächlich bei Frauen vor, daß sie bluten, ohne verletzt oder gar ermordet zu sein. Man woll- te schon eine Untersuchung gegen unbekannte Täter einleiten, aber der Poli- zeiarzt erklärte auf das dezidierteste, daß sie resultatlos verlaufen müsse. Nachdem einige Beruhigung eingetreten war, kam man zu dem Entschluß, das Institut der Polizeihunde aufzulassen. Sie haben versagt. Man wollte sie zu Kriminalisten heranbilden, die erbarmungslos, ohne Unterschied der Per- son und des Geschlechts, nur das Gesetz zur Geltung bringen, und siehe, sie suchen das Frauerl!

1 nobile obliget - Adel verpflichtet

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**